Roland Bothner

Der Hut Karls des Kühnen

Ein historischer Bilderbogen des Herzogtums Burgund von 1430 bis 1489

Mit zeitgenössischen Abbildungen

Edition Publish & Parish

Roland Bothner
Geboren 1953 in Walheim, Baden-Württemberg, Studium der Philosophie, Kunstgeschichte, Vergleichenden Literaturwissenschaft, Soziologie, Politologie in Tübingen, München, Bern, Heidelberg, Frankfurt am Main. 1981 Promotion in Philosophie an der Universität Frankfurt am Main.
Dozent für Literaturwissenschaft und Philosophie an den Volkshochschulen Stuttgart und Mannheim. Lehrbeauftragter für Vergleichende Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte an den Universitäten Frankfurt am Main und Gießen.
1996 Habilitation in Kunstgeschichte, Privatdozent für neuere Kunstgeschichte an der Universität Bremen. 2003 Ernennung zum außerplanmäßigen Professor, 2007 zum Professor.
Betreibt die philosophische Praxis „Begriff & Kategorie".

Erstausgabe

Blumenstraße 40, 69115 Heidelberg

Gesamtherstellung: Edition Publish & Parish
Druck: xPrint s.r.o., Pribram
Printed in Czech Republic
ISBN 978-3-934180-12-4



Karl der Kühne, Herzog von Burgund

Inhalt

Vorwort

Warum also ein historisches Stück – kein Drama, kein Trauerspiel, kein Roman, keine Elegie, auch keine Biographie oder Kulturgeschichte? Dazu nicht einmal ein richtiges Stück, sondern ein historischer Bilderbogen, der nicht einmal chronologisch sauber geordnet daher kommt. Und doch ist der Bilderbogen ein Schauspiel, dem es nicht an Dramatik und Reflexion mangelt.
Der historische Bilderbogen ist ein Stück, aber kein episches Theater, das Modelle liefert. Von jenem unterscheidet er sich dadurch, dass er dem Mimetischen Vorrang einräumt.
Der Bilderbogen ist eine Probe aufs Exempel. Überprüft wird, ob das in meiner „Philosophie der Kunst“ Formulierte in der Kunst zu verwirklichen ist, und umgekehrt, ob das Stück meine Kunstphilosophie bestätigt oder widerlegt. – Wer sollte eine solche Überprüfung leisten, wenn nicht der Autor?

Die burgundische Geschichte, genauer die Geschichte des Zwischenreichs Burgund, hat sich durch Kunst und Kultur ihr Überleben gesichert. Wer sich nur mit der altniederländischen oder altflämischen Malerei beschäftigt, die als burgundische Malerei bezeichnet werden muss, wie man landläufig von einer burgundischen Musik spricht, versteht von der burgundischen Epoche nichts. Wer sich in die Historie Burgunds vertieft, nagt sich wie ein Wurm durch endloses, abgelagertes Holz. Man weiß unerhört viel über Hofgagen, Zeremonien, Karrieren, Kämpfe, Intrigen, Finanzen, Feste, Ritterspiele, Mode. Eine Fülle von Zahlen, Daten, Fakten, Informationen. Wenig vom burgundischen Dasein selbst, von den Existenzkategorien, – oder Existenzialen, um mich fundamentalontologisch auszudrücken. Diese Existenzkategorien sind es, die der Bilderbogen expliziert.

Der Bilderbogen ist das Wagnis, historisches Buchwissen in künstlerisches umzuschmelzen, damit eine Vorstellung erzeugt wird, wie es gewesen sein könnte. Er ist keine Nachkonstruktion dessen, was an historischem Wissen vorliegt, sondern Ergebnis mimetischer Anverwandlung. Dieses gewonnene Material, das, qua Mimesis, zu etwas qualitativ Materiellem umschlägt, passt sich nicht mehr in eine, von außen aufgezwängte, gewöhnliche Anordnung oder Abfolge der Ereignisse ein. Die mimetisch-logische Arbeit führt zu einer künstlerischen Konstellation, welche die Chronologie beiseite schiebt. Das logische Moment im Materiellen tendiert zur Konstellation. An ihr kristallisiert sich, um einen Ausdruck Stendhals zu verwenden, das burgundische Dasein in der Zeit von 1430 bis 1489. Durch mimetische Anverwandlung findet eine Vergegenwärtigung statt, das fern Vergangene wird in die nächste Nähe gebracht. Und das ist nichts anderes als der Ursprung der Kunst.

Kein Künstler erachtet es als notwendig, seine Quellen anzugeben. Denn er ist ein Schöpfer und kein Abschreiber, selbst bei Historienromanen. Das bleibt Aufgabe der Philologie. Literatur ist keine Wissenschaft. Trotzdem möchte ich zwei Werke herausheben: Henri Pirennes „Geschichte Belgiens“ und Johan Huizingas „Herbst des Mittelalters“. Die Gedichte und Beispiele religiöser Symbolik sind Huizingas Buch entnommen.

Warum sehr Altes wieder aufwärmen? Wo ist das Neue, wo der Fortschritt, wo die Aktualität? Nun, ich sehe keinen Fortschritt, nur die alten primitiven Tricks von gestern. Mich wundert, dass sie so glatt funktionieren. Die Forderung nach Neuem ist ein Akt der Verdinglichung. Neu? Oder gebraucht? Ein neues Auto oder ein gebrauchtes? Diese Frage gehört in die Konsumsphäre,

genauer, in den Bereich des Marketings, der Bedürfnisproduktion. Etwas soll verkauft werden, nicht weil es besser, sondern weil es neu ist. Kunst, also das Geringe, was am Kunstwerk nicht sein Warencharakter ist, bleibt dem geistig interessierten Menschen vorbehalten.

Grundsätzlich: Kunst lässt sich nicht unter dem Blickwinkel des Neuen fassen. Sollte der alte Monet, der 1926 starb, nicht mehr malen, weil van Gogh und Gauguin, später Picasso und Braque auftauchten? Sollte Rodin aufhören, weil ihn Brancusi verdrängte. Hätte Picasso seine künstlerische Produktion einstellen sollen, weil er plötzlich mit dem Neuen, der Monochromen Malerei oder dem Action Painting, nicht Schritt halten konnte? Gehört der alte Max Ernst nicht mehr dazu, weil er ein Hauptvertreter des Dadaismus und Surrealismus nach dem Ersten Weltkrieg war? Das Problem hat schon Nietzsche erledigt, deshalb muss es nicht neu durchdacht werden. Der Künstler oder Philosoph ist unzeitgemäß, er geht in die Antike zurück, wie Hölderlin oder Nietzsche selbst, um einen unzeitgemäßen Maßstab für das Gegenwärtige zu gewinnen. Oder anders formuliert: Das Unzeitgemäße zerstört den Absolutheitsanspruch der Gegenwart.

Personen

Karl der Kühne, Herzog von Burgund
Josse de Lalaing, Oberhofmeister Karls des Kühnen
Olivier de la Marche, Brotmeister am Hofe
Karls des Kühnen und Hofchronist
Georges Chastellain, Ritter vom Goldenen Vlies, Historiker
Philipp de Commynes, Herr von Renescure,
Vertrauter Karl des Kühnen in Péronne,
läuft 1472 zu Louis XI über, späterer Herr von Argenton,
Historiker
Nicolas Rolin, Kanzler Philipps des Guten
Baudoin de Lannoy, Kammerherr Philipps des Guten
Pierre Bladelin, Kammerherr Philipps des Guten
Jodocus Vijdt, Bürgermeister von Gent
Antoine de Croy, Graf von Porcien,
Erster Kammerherr Philipps des Guten
Charles de Croy, Landadliger
Philipp de Croy, Graf von Chimay,
Kammerherr Karls des Kühnen
Jean de Croy, Graf von Chimay,
Bruder von Antoine de Croy,
Grand Bailli von Hennegau
Jean de Lannoy, Neffe von Antoine und Jean de Croy,
Kammerherr Karls des Kühnen,
Statthalter von Holland, Seeland, Friesland,
Gouverneur von Lille, Douai, Orchies
Claus Broederlam, Kaufmann
Antoine de Bourgogne, le Grand Bâtard,
natürlicher Sohn Philipps des Guten,
Bischof von Cambrai

Guillaume Hugonet, Kanzler Karls des Kühnen
Jacques de Romont, Herr des Waadtlandes
Jean Louis von Savoyen, Bischof von Genf
Engelbert, Graf von Nassau
Jean Balue, Kardinal, Ratgeber von Louis XI
Guy de Brimeu, Herr von Humbercourt,
Erster Kammerherr Karls des Kühnen
Francesco di Pietrasanta,
Gesandter des Herzogs von Mailand am Hofe Louis' XI
Tommaso Portinari, Filialleiter der Medici-Bank
am Hofe Herzog Karls des Kühnen
Jean Baudault, Knappe
Le Gorieux, Hofnarr Karls des Kühnen
Jan van Eyck, Kunstmaler
Peter van Eyck, ein Nachfahre
Schreiber vom Orden des Goldenen Vlies
Sekretäre
Persevanten
Herolde
Zeremonialtrompeter
Almosendiener
Quartierdiener
Kartäusermönche

1. Szene

1430, Lugny-lès-Charolles, Schloss Grammont, Pavillonflügel

Nicolas Rolin, Kanzler Philipps des Guten
Baudoin de Lannoy, Kammerherr Philipps des Guten

Kanzler Rolin sitzt im Bett, die Bettvorhänge zugezogen, an der Tür stehen zwei Almosendiener, zwei Sekretäre, zwei Quartierdiener.

Rolin (unsichtbar, im Bett): In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen. (Dann betet er das Pater noster, Credo, Confiteor, De Profundis, dann bekreuzigt er sich.) In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen. (Ruft die Quartierdiener, diese schlagen die Vorhänge zurück.)
Rolin (verlässt das Bett und murmelt): Dieses Schloss, ausgezeichnet. Sehr schön. Das gefällt mir exzellent. (Tritt ans Fenster.) Dieser weite Blick ins Tal von Arconce. Großartig. Das will ich haben. Ideal, zwischen Loire und Saône. Nach Westen und Süden, Richtung Orléans und Mittelmeer. Wir werden von hier aus Orléans wieder einnehmen. Ausgezeichnet. Dieses Schloss werde ich haben. Bald werde ich nicht mehr Gast, sondern Eigentümer sein. So wird es sein.
(Ein Bote tritt auf, meldet den Ritter de Lannoy. Lannoy tritt ein, trägt Kastorhut und Houppelande.)
Lannoy: Gut Sie hier zu finden.
Rolin: Sind Sie auch an diesem Schloss interessiert? Das wäre schade.
Lannoy: Meine Zukunft liegt in Flandern. Burgund ist alt. Zuviel Mönche, zuviel Cluny, zuviel Gesang und Gebet. – Das müsste

Sie doch am meisten stören? Sie als Sohn eines Advokaten.
Rolin: Ich bin von Autun. Das Jüngste Gericht hat mich von Kindheit an geprägt.
Lannoy: Das habe ich mir schon immer gedacht. Sie wollen aus unserem Burgund ein neues Cluny machen. Gar den Herzog zum Abt. Aber da ist nichts zu machen.
Rolin: Der Orden zum Goldenen Vlies ist ja bereits so etwas wie ein Mönchsorden. (Lacht.) Nur singen sie nicht zum Lobe des Herrn.
Lannoy: Keine Sorge. Die Kreuzzüge werden wieder kommen. Wenn dieser hier zu Ende ist.
Rolin: Der wird nie zu Ende gehen. Es dauert schon viel zu lange. Jeder hat sich daran gewöhnt. – Zu unserem Glück, wenn ich das bemerken darf. Henry in Paris und Charles in Reims. Hoffentlich auf ewig.
Lannoy: Die Ewigkeit ist zu Ende.
Rolin: So? Gibt es etwas, das ich nicht wissen dürfte?
Lannoy: Ganz im Gegenteil. Deshalb bin ich zu Ihnen geeilt. Wir haben die Teufelin gefangen.
Rolin: Die Teufelin? Für die Franzosen ist sie eine Heilige. Die heilige Jungfrau, diese Jeanne.
Lannoy: Eben jene aus Lothringen. Die brennend und sengend wie eine Wildgewordene umherstreift. Jetzt haben wir sie. Was sagen Sie dazu? Wir können unser Auge auf Lothringen werfen. Die Brücke von Altburgund, ihrem Cluny, zu Flandern.
Rolin (kühl): Nur wenn die Engländer Paris halten.
Lannoy: Warum so skeptisch?
Rolin: Weil sich Charles Valois furchtbar rächen wird!
Lannoy: An wem? Wir rächen uns an ihm. Für den Mord an unserem hohen Herrn Johann ohne Furcht.
Rolin: Wer weiß das noch? Niemand.

Lannoy: Und die Engländer?
Rolin: Henry wird alle Brücken abbrechen. – Wir bleiben auf der Strecke.
Lannoy: Es gab Azincourt. Es wird neue Azincourts geben. Wer Heilige braucht, um zu siegen, der …
Rolin: Der spricht: „Mein ist die Rache!"
Lannoy: Die Heilige oder die Teufelin, wie auch immer, ist in unseren Händen. – Was sollen wir tun?
Rolin: Sind Sie deshalb hier?
Lannoy: Gerade deshalb! Sie sind nicht nur Kanzler, sie sind schlau.
Rolin (bedächtig): Wo ging sie in die Falle?
Lannoy: Im Wald von Compiègne.
Rolin: Nördlich von Paris?
Lannoy: Richtig.
Rolin: Dann ist Henry ja schon eingekreist.
Lannoy: Das ist jetzt nicht die Frage.
Rolin: Das ist die wichtigste Frage. Wenn Henry fällt, fallen wir mit ihm. Davor müssen wir uns schützen. (Pause.)
Lannoy: Was würden Sie vorschlagen?
Rolin: Ich überlege.
Lannoy: Ich kann warten. Ich kann Sie aber nicht verlassen ohne eine Antwort.
Rolin: Nur wenn ich dieses Schloss erhalte.
Lannoy: Das Schloss? Dieses hier? Das ist eine üble Forderung. Das sind unsere Freunde.
Rolin: Dann machen Sie sie zu unseren Feinden.
Lannoy: Und dann?
Rolin: Dann konfiszieren wir es. Ich werde es haben.
Lannoy: Ihr Vorschlag? – Es wird dauern.
Rolin: Sie sind Mitglied des Goldenen Vlies. Ich nicht.



Nicolas Rolin, Kanzler Philipps des Guten

Lannoy: Dadurch werden Sie es niemals sein.
Rolin: Ich kenne meinen Rang.
Lannoy: Als?
Rolin: Als einen ohne.
Lannoy: Gedulden Sie sich. Wahrscheinlich war einer Ihrer Vorfahren bei einem Kreuzzug dabei.
Rolin: Wie gesagt. Ich stamme aus Autun, nicht aus Cluny. Autun war Wallfahrtsort. Hier war das Heilige Grab.
Lannoy: Nicht ganz. Die Gebeine des auferweckten Lazarus.
Rolin: Immerhin – Lazarus und das Weltgericht gehören zusammen.
Lannoy (spöttisch): Deshalb das Schloss?
Rolin: Deshalb das Schloss. Und es ist sehr weit entfernt vom Hof.
Lannoy: Dort werden Sie gebraucht.
Rolin: Alles hat seine Zeit. Wie sprach der Engel: „Und ich kehrte mich um und sah alles Elend dieser Zeit."
Lannoy: Besonders dieser unserer Zeit.
Rolin: Blicken Sie hinaus – ins Tal. Da sind Sie beinahe im Himmel.
Lannoy: Sie sollen es haben. Ich verbürge mich dafür.
Rolin: Also. Ich würde vorschlagen, wenn man mich fragte: Wir liefern sie Charles aus. Wir geben sie wieder zurück.
Lannoy: Freigeben? Charles? Das ist nicht Ihr Ernst?
Rolin: Freigeben gegen Lösegeld. Das ist bei einem Ritter üblich. – Sie gehört doch zum Ritterstand.
Lannoy: Charles wird sie niemals auslösen.
Rolin: Wegen Azincourt?
Lannoy: Wegen Azincourt, und weil er kein Geld hat. Seit Azincourt ist es vorbei mit dem Freikauf von Edlen. Das wissen Sie doch. Jetzt wird gekämpft und gestorben. Eine Schlacht ist kein Turnierspiel mehr.

Rolin: Charles wird nicht bezahlen. Das ist wahr. Aber nicht, weil er mittellos wäre. Er braucht sie nicht mehr. Vielleicht hat er sie sogar in die Falle gelockt.
Lannoy: Damit sie als Märtyrerin stirbt?
Rolin: Warum nicht. Reliquien sind unbezahlbar.
Lannoy: Also?
Rolin: Wir können sie nicht brauchen. Es war ein Fehler, sie gefangen zu nehmen.
Lannoy: Wir können sie unmöglich freilassen.
Rolin: Dann bleibt nur freikaufen.
Lannoy: Ja wer denn?
Rolin: Bedenken Sie: Wir wollen und brauchen Lothringen, keine lothringische Teufelin. Lothringen ist schon gegen uns.
Lannoy: Wegen dieser paar Plünderungen und Brandschatzungen. Das ist nicht der Rede wert.
Rolin: Für sie schon. Nicht umsonst kommt sie von dort. Wir sind ihre Angst. Diese müssen wir ihnen nehmen. Der Herzog muss wissen, was er will. Nicht, was er mit einem kleinen Mädchen anstellen soll. Wozu hat er seine vielen Maitressen?
Lannoy: Er will sein Haus festigen. Nicht mehr Vasall, sondern Lehnsherr sein.
Rolin: Mit den vielen natürlichen Söhnen und Töchtern wird das schwerlich gelingen. Damit bevölkert er den Hof, damit begründet er kein Haus Burgund.
Lannoy: Er kann nicht länger Krieg führen. Die Städte murren.
Rolin: Sehr richtig. Er muss auch dringend die Künste fördern. Besonders sein Lieblingskind, die Musik. Wenn ich nur an den armen Meister Binchois mit seiner Katzenmusik denke. Jeder singt was anderes. Der eine oben, der andere unten.
Lannoy: Cluny hat Sie noch immer im Griff. Sie denken immer an den Himmel, selbst wenn Sie Musik hören.

Der Himmel singt cluniazensisch – eintönig.
Rolin: Es geht um die alte Krondomäne. Das muss Burgund sein. Vom Norden bis zum Mittelmeer.
Lannoy (spöttisch): Selbstverständlich um die Auvergne und das Languedoc erweitert.
Rolin (ernst): Wir brauchen Lothringen und die Champagne. Zunächst.
Lannoy (lächelnd): Das hilft uns im Augenblick weiter. (Ernst.) Was machen wir mit der Gefangenen.
Rolin: Wir müssen sie loswerden.
Lannoy: Wir übergeben sie den Engländern. Wir tun so, als hätten sie die Engländer gefangen?
Rolin: Das ist unklug. – Wir gehen nach alter ritterlicher Weise vor. Wir fordern Lösegeld.
Lannoy: Von den Franzosen?
Rolin: Von den Engländern. Henry soll dann mit ihr machen, was er will. Wir sind sie jedenfalls los und haben noch etwas für unsere Kriegskasse getan.
Lannoy: Und Sie werden Ihr Schloss bekommen. – Falls Henry bezahlt.
Rolin: Das wird er!

2. Szene

1433 in Gent im Hause des Bürgermeisters Vijdt

Nicolas Rolin, Kanzler Philipps des Guten
Jodocus Vijdt, Bürgermeister von Gent

Vijdt begrüßt den Kanzler auf flämisch.

Rolin: Kann Er kein Französisch?
Vijdt: Selbstverständlich. Ich poche nur auf mein Recht, flämisch zu sprechen. Die Valois sind unsere Herren. Aber wir bezahlen ihren Luxus.
Rolin: Den Ihr zugleich produziert.
Vijdt: Nur dadurch können wir Euch finanzieren.
Rolin: Wir garantieren Euch die englische Wolle. Das war nicht immer so.
Vijdt: Bündnis mit England zum Zwecke der Sicherstellung der Wollzufuhr? Das ist zu kompliziert. Ich bin ein einfacher Mann. Wir haben hier die Engländer und die Wolle. Wir wissen nicht, ob wir zuviel Wolle oder zuviel Engländer haben. Unsere Männer stehen im Feld und die Engländer fressen uns kahl. Und wissen Sie, wie die Sache ausgeht? Die Engländer verschwinden und die Wolle bleibt aus. Was haben wir von der ganzen Geschichte? Frankreich bleibt unser ewiger Feind. Das einzige große Land, mit dem wir Handel treiben könnten.
Rolin: Kein Handel mit Frankreich? Den macht Ihr doch ohne unser Wissen.
Vijdt: Wie sollten wir sonst die Hilfsgelder, die berühmte Bede, aufbringen, die uns der Herzog aufbrummt.
Rolin: Ihr habt zugestimmt.



Jodocus Vijdt, Bürgermeister von Gent

Vijdt: Zugestimmt? Naja. Ich würde sagen, wir wurden erpresst. Hatten wir eine Wahl? Wir konnten wählen zwischen Wolle oder keine Wolle.
Rolin: Gent, Ihr seid gegen uns.
Vijdt: Wir schützen unsere Privilegien. Wir stimmen zu, wir stellen Soldaten. Wir unterwerfen uns nicht.
Rolin: Privilegien? Privilegien sind das, worauf der Herzog verzichtet. Vergesst das nie.
Vijdt: Ihr entmachtet uns jetzt schon. Mit euren neuen Städten. Das vor unseren Toren.
Rolin: Weil Ihr so starrsinnig seid.
Vijdt: Diese bezahlen weder Steuern, noch müssen ihre Bewohner in den Krieg ziehen. Sie profitieren aber von unseren Märkten.
Rolin: Sie stehen unter unserem Schutz.
Vijdt: Gegen uns. Das wissen wir. Unsere neuen Nachbarn sind unsere Feinde.
Rolin: Das bringt der Handel so mit sich. Dem Ihr euch verweigert.
Vijdt: Das sagt Ihr? Ihr aus dem alten Burgund? Der junge Mann mit alten Werten?
Rolin: Die alten Werte gelten nichts im neuen burgundischen Haus. Das überlassen wir Charles.
Vijdt: Das ist bis zu uns gedrungen.
Rolin: Auch ich musste mich ändern.
Vijdt: Alles neu. Neues Zeremoniell, neuer Orden, neue Musik, neue Mode, neue Feste.
Rolin: Ein neues Haus braucht eine neue Tradition.
Vijdt: Neu? Ich muss erst lernen, was das ist, das Neue? Was ist das Neue? Ein Wort, das ich nicht begreife. Können Sie mir das erklären? Ich kenne nur das Alte.

Rolin: Das Neue ist das, was Ihren Schatz vergrößert.
Vijdt: Deshalb haben Sie die Goldwährung eingeführt? – Das Neue ist das, was Gold bringt?
Rolin: So könnte man es formulieren.
Vijdt: Und was ist mit der Religion? Gibt es auch eine neue? Man hört ja viel aus England.
Rolin: So weit wird es nicht kommen.
Vijdt: Ach, die Religion soll die alte bleiben. Das hat dann mit alter Tradition zu tun, die man ja auch bei der neuen braucht. Nichts Neues ohne Altes, nicht wahr? (Murmelt.) Jenachdem. Naja. Das ist mir gleichgültig. Ich habe meine eigene.
Rolin: Hörte ich da gerade richtig? Sie haben eine eigene? Ohne Kirche? Ohne Kirche gibt es kein Heil. Das wissen Sie doch. Das grenzt an Aufruhr.
Vijdt (gelassen): Warum sind Sie dann nicht Kardinal geworden? Zuerst die Pfründe, dann das ewige Leben. Da glaube ich etwas anderes.
Rolin: Ich bin nicht von Adel.
Vijdt: Warum sollen wir dann nicht einer Meinung sein?
Rolin: Ich diene nur meinem hohen Herrn, dem Herzog. Ich kenne nichts anderes.
Vijdt: Und er beschützt Sie?
Rolin: Das ist nicht seine Aufgabe. Ich bin ihm gehorsam und treu. (Spricht plötzlich flämisch.) Von welchem Glauben sprechen Sie?
(Rolin und Vijdt sprechen flämisch weiter.)
Vijdt: Dass unser Herr der alleinige Richter über uns ist.
Rolin: Das ist auch mein Glaube.
Vijdt: Nur – Ihr Herr ist nicht ganz der meinige.
Rolin: Was wollen Sie mir damit sagen?
Vijdt: Nun. Ich begebe mich in große Gefahr. Spreche ich etwas

aus, was nicht genehm ist? Sie wissen schon. Wie schnell wird man der Ketzerei verdächtig.
Rolin: Sie haben mein Wort. Ich werde schweigen. – Das muss Ihnen allerdings genügen.
Vijdt: Es genügt mir, weil Sie nicht von Adel sind.
Rolin: Sie wollen doch damit nicht behaupten, dass …
Vijdt: Ich behaupte nichts. Ich frage Sie nur: Glauben Sie wirklich, wie ich annehme, Sie werden in der Kartause Champmol Ihre letzte Ruhestätte finden? – Dort, wo man Tag und Nacht zu Gott für das Heil Ihrer Seele betet? Sogar ganz in der Nähe Ihres hohen Herrn Philipp? – Das ist Ihr sehnlichster Wunsch. Das weiß ich. – Es wird Ihnen nicht gelingen.
Rolin: Ich werde meinen Weg dorthin finden.
Vijdt: Das glaube ich nicht.
Rolin: Was glauben Sie denn?
Vijdt: Was erwarten Sie, was ich glaube? Das Alte liegt im Staub. Das sehen Sie an Charles. Er braucht Besessene, er glaubt an Magie, an Zaubersprüche, an Wundersalben.
Rolin: Vielleicht auch nicht. Und Sie?
Vijdt: Ich glaube, dass es nur eine Ordnung gibt. Es gibt keinen Unterschied zwischen der geistlichen und der profanen Welt. Die Herren vom Goldenen Vlies meinen, sie könnten eine neue heilige Gemeinschaft begründen. Mit eigenen Gesetzen und Regeln, eigener Gerichtsbarkeit. Das müsste doch gerade Ihnen missfallen? Aber, was sage ich.
Rolin: Nur weiter. Ohne Sorge.
Vijdt: Denken Sie nur an das Schisma. Wie viele Päpste erheben noch ihre Häupter? Und Byzanz? Verwest am lebendigen Leib. – Das sind Zeichen, mein Herr.
Rolin: Zeichen?
Vijdt: Jawohl, Zeichen der Gerechtigkeit. Das Reich der Wunder,

der Gräber, der Reliquien – des Heiligen Grabes ist nicht mehr. Jetzt beginnt das Reich des Gottesgesetzes. Ich muss mein Grab nicht dort haben, wo mein Herr liegt. Ich bin kein treu ergebener Hund, ich bin kein Vasall. Mein Lehnsherr ist der gerechte Richter, kein Vorsteher eines Ordens. Ich brauche keine Kirche.

Rolin: Das ist sehr gewagt. Wollen Sie nicht schweigen?

Vijdt: Jetzt nicht mehr. Ich bin alt – und Sie haben mir Ihr Wort gegeben.

Rolin: So ist es. Es gilt noch immer.

Vijdt: Ich brauche keine Fürbitten. Keine Nothelfer und Namenspatrone.

Rolin: Und doch stiften Sie Ihr ganzes Vermögen der Kirche?

Vijdt: Nicht der Kirche. Den Armen, der Armenpflege. – Mein Verdienst garantiert mein Heil. Kein Kartäusermönch.

Rolin: Ihr Verdienst? Sie haben zu dienen.

Vijdt: Wem? Philipp, dem Valois? Ist er mein gerechter Richter?

Rolin: Auch Sie als Bürger sind sein Knecht.

Vijdt: Wir haben Rechte, die Sie nie besitzen werden.

Rolin: Worin ist nun Ihr Verdienst zu sehen? Wenn nicht im Dienste unseres Herrn?

Vijdt: Wir sind der neue Adel und unser Herr der Kirche ist Christus, nicht der Papst, man muss schon sagen die Päpste. Wir sind von Gott eingesetzt. (Leidenschaftlich bewegt.) Wir sind die Prädestinierten.

Rolin: Das glauben Sie?

Vijdt: Das glauben wir nicht. Das wissen wir. Christus hat uns als Laien berufen und uns mit Reichtum versehen, damit wir seine Gesetze erfüllen.

Rolin: Welche Gesetze?

Vijdt: Die Gesetze der Demut, der Liebe und der Selbstbeschränkung – also gerade das Gegenteil …

Rolin: Halten Sie inne. Sie gehen zu weit. – Gründen Sie einen Orden?
Vijdt: Sie meinen wie den vom Goldenen Vlies? (Lacht.) Sicherlich nicht.
Rolin: Sie meinen, dass alle Menschen gleich sind?
Vijdt: Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass wir der neue oder der andere Adel sind. Unser Reichtum beweist uns, dass wir berufen sind. Mehr brauchen wir nicht zu wissen.
Rolin: Zu wissen oder zu glauben?
Vijdt: Sie fragen wie ein alter Scholastiker. Ich weiß, dass ich reich bin. Dazu brauche ich keinen Glauben. Sonst wäre ich ein armer Tropf.
Rolin: Sind Sie ein Verschwörer? Predigen sie Aufruhr?
Vijdt (lacht hell auf): Verschwörer? – Wir sind Berufene. Und jeder kann das erkennen. Unsere Gaben sind von Gott, uns gegeben, damit wir sein Gesetz erfüllen. – Ob wir dann zu leicht befunden werden, das überlassen wir unserem Richter, unserem Herrn. Jedenfalls nicht dem Klerus.
Rolin (sprachlos): Sie sind ein Anhänger Wiclifs!
Vijdt: Die Engländer sind unsere Verbündeten. Henry zu Paris unser König. Haben Sie das vergessen. Was wollen Sie? Sie werden sich entscheiden müssen, mein Herr. Sie sind Kanzler, aber kein Kammerherr.
Rolin: Entscheiden? Das steht nur den hohen Herren zu.
Vijdt: Dem Herzog, dem Einzigen. – Es wird trotzdem eine Zeit kommen. Sie sind ein reicher Mann. Stehen Sie zu Ihren Gottesgaben. Manche sind auch auserwählt, ohne dass sie es wissen. Bedenken Sie: es gibt nur einen Richter, vor dem Sie Rechenschaft ablegen müssen.

3. Szene

1436 in Gent

Pierre Bladelin, Kammerherr Philipps des Guten
Jodocus Vijdt, Bürgermeister von Gent

Vijdt: Mein Herr, die neuen Städte, die Sie vor unserer Nase gründen, schnüren uns ein.
Bladelin: Sie wollen es nicht anders. Sie zwingen uns dazu.
Vijdt: Sie zerstören uns. Sie wollen unser Gemeinwesen vernichten. Armut gibt es bei uns nicht.
Bladelin: Sie bleiben stehen. Sie erkennen nicht die Zeichen der Zeit. Sie könnten mehr produzieren. Die Wolle türmt sich vor der Stadt. Niemand weiß, wohin damit.
Vijdt: Alles zu seiner Zeit. Uns genügt das, was wir tun. Wir leben im Wohlstand und wir leben in Frieden.
Bladelin: In Frieden? Doch nur, weil die Zünfte alles im Griff haben. Was ihnen nicht in den Kram passt, wird unterdrückt.
Vijdt: Sie handeln verantwortlich.
Bladelin: Sie verweigern sich allem, was allen außerhalb der Stadt zugute kommen könnte. Das nennen Sie Verantwortung?
Vijdt: Wir stellen die geforderten Hilfsgelder bereit. Unsere Söhne ziehen für den Herzog in den Krieg.
Bladelin: Das meine ich nicht.
Vijdt: Wir haben vor hundert Jahren unsere Rechte erkämpft. Sollen wir sie freiwillig aufgeben?
Bladelin: Auch das meine ich nicht.
Vijdt: So? Wir mischen uns nicht ein. Wer soll das alles verstehen? Einst besetzten wir Paris mithilfe der Pariser Zünfte, der Cabochiens. Nun erobern wir für Charles wieder Paris. Einmal

so, einmal wieder anders. Alles mit dem Blut unserer Söhne.
Bladelin: Wenn Sie Ihre Städte öffnen, dann erblüht auch das ganze Land. Aber Sie weigern sich.
Vijdt: Sie wollen uns austrocknen. Uns zwingen, die Stadttore zu öffnen, gar die Mauern zu schleifen. Damit jeder rein und raus kann, wie er will. Das ist das Chaos.
Bladelin: Das ist das Ende der Zünfte. Ihres Monopols. Sie bestimmen nicht mehr darüber, wie viel und wer und wer nicht produzieren darf. Sie diktieren nicht mehr die Preise. Das ist eine andere Freiheit.
Vijdt: Sie nennen das Freiheit? Was ist das für ein Wort? Ich verstehe nicht, was Sie meinen. Das ist ein Abfall von Gottes Plan.
Bladelin: Es geht um Wolle, Seide, Leinen, Hering, Salz. Nicht um Religion, mein Herr. Wir verarbeiten das, um es als Ware in alle Herren Länder teuer zu verkaufen. Das rechnet sich nur, wenn unsere Schiffe und unsere Packwagen voll davon sind.
Vijdt: Unsere Handwerker sind zufrieden. Sie verdienen gut. Warum in ferne Länder schweifen? Vor unseren Toren ist Krieg.
Bladelin: Der Krieg erhöht unsere Marktchancen. Er verteilt die Waren in alle Länder.
Vijdt: Doch nur so lange die Plünderungen und Brandschatzungen reichlich Gold abwerfen. – Wir können uns selbst schützen.
Bladelin: Vielleicht vor den äußeren Feinden. Nur so lange die Mauern stehen. Innerhalb der Mauern erwachsen Ihnen andere …
Vijdt: Das sind die neuen Städte, die Sie überall gründen.
Bladelin: Nein, es sind nicht die neuen Städte. Das müssen wir tun. Sie nehmen die Menschen, die alles verloren haben, nicht auf. Oder?
Vijdt: Sind wir die Ursache allen Elends? Ich denke eher umgekehrt. Wir sind der Schutz vor diesem Elend.

Bladelin: Sie wollen oder Sie können mich nicht verstehen. Ich meine etwas anderes.
Vijdt: Sprechen Sie.
Bladelin: Sie produzieren zu wenig. Sie könnten mehr herstellen.
Vijdt: Mehr produzieren? Wir sind ausgelastet. Wir arbeiten Tag und Nacht.
Bladelin: Sie müssen die Kaufleute in die Stadt lassen.
Vijdt: Als Neubürger aufnehmen? Damit Sie unsere alten Rechte erhalten? Diesen Menschen, die von Ort zu Ort, von Markt zu Markt ziehen? Nie und nimmer!
Bladelin: Das ist längst vorbei. Das sind ehrbare Leute, auch Adlige sind darunter, auch Handwerker.
Vijdt: Die es nirgends aushalten, weder in Ihrer Neustadt noch beim Herzog. Sie suchen nur ihren eigenen, beschränkten Vorteil. Sie fühlen sich nicht für das Gemeinwesen verantwortlich.
Bladelin: Sie kämpften ums nackte Überleben. Sie werden sich verantwortlich fühlen, wenn sie sich innerhalb dieser Mauern niederlassen dürfen.
Vijdt: Als was? Werden sie eine neue Zunft bilden? Natürlich nicht, sie werden eine Gilde bilden. Damit haben wir schon die Spaltung.
Bladelin: Das werden die neuen Patrizier sein. Denn das Zunftdenken ist vorbei. Sie sind gegen Reglementierung.
Vijdt: Ihnen fehlt der Sinn für das Gemeinwesen, für die Wohlfahrt.
Bladelin: Einer Stadt geht es gut, wenn jeder Arbeit hat.
Vijdt: Jeder hat schon zu viel Arbeit.
Bladelin: Doch ist es zu wenig für uns alle. – Wenn jeder Arbeit hat, dann sorgt jeder für sein eigenes Wohlergehen, für seine Familie. Jeder wird jedem beistehen. Die öffentliche Fürsorge wird überflüssig. Jeder arbeitet auf eigene Rechnung. – Man



Pierre Bladelin, Kammerherr Philipps des Guten

braucht keine Zünfte mehr. Der Händler, der Neubürger, verhandelt direkt mit dem Handwerker.

Vijdt: Und wer schützt ihn?

Bladelin: Vielleicht die Zünfte? Die behindern ihn nur.

Vijdt: Wenn er nicht mehr arbeiten kann, wenn er krank wird?

Bladelin: Dann helfen ihm die anderen.

Vijdt: Ach so ist das. Das Geld wandert vom Kaufmann zum Handwerker und die Rohware als veredelte Luxusware vom Handwerker zum Kaufmann. – Was aber nun mit den Steuern und Abgaben? Wer garantiert die öffentliche Ordnung. Wer sichert das Sozialwesen, die Pflege der Alten, Kranken und Waisen?

Bladelin: Die Kirche.

Vijdt: Wie bitte? Die Kirche? – Der Herzog setzt über unsere Köpfe hinweg, seine natürlichen Söhne, diese Milchbärte ohne theologische Kenntnisse, als Bischöfe ein, damit sie die Sozialfürsorge übernehmen. – Warum wehren wir uns dagegen? Mit ihrer Hilfe werden neue Geldquellen erschlossen. Pfründe über Pfründe, Zustiftungen über Zustiftungen, Schenkungen über Schenkungen, damit höhlt der Herzog uns aus. – Wer also bringt die Steuern auf? Für das Gemeinwesen und den Hof? Wer leistet seinen Beitrag für den Krieg?

Bladelin: Das wird sich ändern. Der Kaufmann bringt die Rohstoffe zum Handwerker unmittelbar. Dieser produziert nach Auftragslage. Aber nicht einmal das braucht den Handwerker zu interessieren. Der Kaufmann weiß, wie die Dinge draußen stehen. Er besorgt alles. Der Handwerker widmet sich ganz seiner Arbeit. Ist er fleißig und geschickt, erwirtschaftet er viel. Braucht er weniger, so arbeitet er weniger.

Vijdt: Wer erledigt dann die Pflichten gegenüber dem Hof? Wer stellt dem Herzog die Soldaten.

Bladelin: Gerade das wird zur Entlastung der Städte führen. Wer kein Handwerker bleiben will, erlernt das Kriegshandwerk. Keine Stadt wird mehr gezwungen, ihre Söhne zu opfern. Sie können brav zu Hause sitzen bleiben.
Vijdt: Söldner anwerben? Dann kämpfen sie doch nur für Gold und Silber. – Wer soll das bezahlen?
Bladelin: Das ist Sache des Herzogs. Er verpfändet sein Hab und Gut. Er leiht sich das Geld von den Banken oder von seinen Vasallen.
Vijdt: Gäbe es Gott, dass er sein Hab und Gut lange genug behält.
Bladelin: Sicher. Er wird alles gewinnen oder alles verlieren.
Vijdt: Er muss ständig Krieg führen. Zunächst macht er Schulden, weil er für den Krieg Geld braucht, viel Geld. Dann noch mehr Geld, um die ständig steigenden Schulden begleichen zu können. Das führt zu immer mehr Krieg, denn der Herzog muss immer größere Gebiete unterwerfen, um seine Schulden zu tilgen.
Bladelin: Gold verlangt nach mehr Gold. Aber seht Ihr nicht: Ihr habt damit nichts mehr zu tun.
Vijdt (heftig): Nichts mehr zu tun? Wir sind doch die leichteste Beute des Herzogs. Und dann, die Söldner, die wegen des Geldes aus allen Herren Länder einströmen, hindert nichts mehr, uns zu plündern und auszurauben. (Heftiger.) Und unsere Söhne und Enkel werden dem wehrlos zusehen müssen. Als verarmte Handwerker und Stallknechte sind sie nicht mehr darin geübt, Waffen zu führen, um unsere Stadt zu verteidigen.
Ja, weil es auch nicht mehr ihre Stadt sein wird. Das Gemeinschaftsgefühl schwindet. (Pause.)
Wir hatten einst die Adligen verjagt, ihre Burgen, in die sie sich verkrochen hatten, geschleift, die Patrizier entmachtet.

Nun kommen sie mit Söldnern zurück und werden grausame Rache nehmen.
Bladelin: Dagegen gibt es nur ein Gegenmittel.
Vijdt: Eine Macht, die uns schützt?
Bladelin: Die Kaufleute.
Vijdt: Die Kaufleute? Nie und nimmer. Die gehen doch bei den hohen Herren ein und aus. Die schützen uns? Niemals.
Bladelin: Nicht sie. Ihr Geld. Ihr Geld schützt euch.
Vijdt (schüttelt den Kopf): Niemals.

4. Szene

1437, auf dem Land, irgendwo in der Nähe der Somme

Charles de Croy, Landadliger
Claus Broederlam, Kaufmann

Croy: Abgemacht. Sie erhalten meinen Landsitz, das Gut mit allem Gesinde, mit Stall und Hof, meine Äcker und Wälder, mit allen dazugehörigen Rechten. Gott will es so.
Broederlam: Sie haben einen guten Preis erzielt. In neuer Goldwährung. Ich betrüge Sie nicht.
Croy: Das ist es nicht. Kein Bauer pachtet mehr das Land. Die Menschen verlassen uns. Sie roden die Wälder oder ziehen ans Meer, um es trocken zu legen.
Broederlam: Es ist nun Frieden mit Frankreich. Wer wollte sie halten. Warum Pacht bezahlen, wenn man sein eigener Herr sein kann.
Croy: Meine Söhne träumten vom Goldenen Vlies, meine Töchter vom Hof in Lille. Die einen dachten an die Sendelbinde, die anderen schwärmen vom Henin. Was bleibt? Sie werden entweder Geldwechsler oder müssen auf Kriegszeiten warten. Statt Henin müssen meine Töchter ihre Haare unter einer Hörnerhaube verbergen, gar unter einem altmodischen Kruseler.
Broederlam (ironisch): In deutschen Landen wären Sie jetzt glücklicher.
Croy: Warum glücklicher? Glauben Sie, ich weiß nicht, was dort vorgeht?
Broederlam: Das wird sich legen. Zumindest müssen die Bauern Frondienst leisten und sind leibeigen.
Croy: Sie werden wie das Vieh gehalten, meinen Sie wohl.

Broederlam: Und wollen sie frei sein, müssen sie ein hübsches Sümmchen auf den Tisch legen.
Croy: Sie brauchen mich nicht ermuntern. Ich hörte von den ritterlichen Spielen. Kaum sind die Bauerntölpel frei, wird das Land an den nächstbesten Markgrafen verkauft und zum Land gehören ja Bauern dazu.
Broederlam: Da kommt einiges zusammen.
Croy: Das ist meine Sache nicht. Meine Bauern erhalten Verträge.
Broederlam: Mit dem bekannten Ergebnis.
Croy: Fühlen Sie sich schon als Graf? – Das ging schnell. Sie werden doch nicht Raubritter werden wollen?
Broederlam: Mich selbst ausrauben? Die Zeiten der Wegelagerer sind vorbei. Die gibt es nur noch in Deutschland.
Croy: Was machen Sie dann?
Broederlam: Ich gehe andere Wege.
Croy: Gut. Sie legen hier Ihr Kapital an. Mein Haus und Hof ist Ihr vorzeigbarer Reichtum. Und Ihre Sparkasse. Und weiter? – Der Vertrag ist unterschrieben. Sprechen Sie nur. Was werden Sie ändern? Was ist Ihr Geheimnis?
Broederlam: Da gibt es kein Geheimnis. Ich mache es wie alle. Alles bleibt beim alten. Allerdings, – die Bauern erhalten ein Zubrot. Sie verdingen sich weiterhin, wie vertraglich festgelegt. Zusätzlich können sie Hausarbeit annehmen. Sie spinnen und weben. Und ich kaufe ihnen die Waren ab.
Croy: Verkaufen sie zu Höchstpreisen weiter. Nicht wahr?
Broederlam: Ich bin ein Verleger. Ich kaufe, lasse von meinem Gesinde produzieren und verkaufe wieder. Ganz nach Bedarf. Das hätten auch Sie tun können!
Croy: Davon verstehe ich nichts.
Broederlam: Das war Ihr Fehler. Sie haben das den Städten überlassen. Und sich dabei verschuldet.

Croy: Auch Sie werden sich übernehmen. Das können Sie nicht bezahlen, was die Handwerker verlangen.
Broederlam: Das kann ich nicht. In der Tat. Ich will es auch nicht. Denn die Bauern sind keine Handwerker. Sie können nicht das erwarten, was ein Handwerker verlangt. Sie brauchen es ja auch nicht. Es ist für sie nur ein Zubrot.
Croy: Meine Bauern können nur mit Schweinen und Kühen umgehen. Sie können pflügen, säen und ernten. Mit ihren klobigen Händen lernen sie nie, was ein Handwerker kann.
Broederlam: Das wird man sehen. Jeder kann, wenn er Geld dafür bekommt.
Croy: Jetzt habe ich Sie verstanden. Sie bezahlen so wenig als möglich. Und meine Bauern …
Broederlam: Meine Bauern, bitte!
Croy: Meine Bauern sind froh, überhaupt ein Zubrot zu bekommen, weil sie keine Handwerker sind?
Broederlam: Richtig.
Croy: Aber die Konkurrenz? Sie werden die Waren nie losschlagen können. Das ist ja alles minderwertiges Zeug.
Broederlam: Da liegen Sie falsch. Das Billige setzt sich durch. Was mir dadurch entgeht, gleiche ich durch die Menge aus. Die Zünfte, die Handwerker können nicht so viel produzieren. Das Hochwertige braucht Zeit, einen größeren Arbeitsaufwand. Wie viel Zeit wird da vergeudet. Der eine macht das, dann trägt mans zum nächsten, dann zum übernächsten. Die ganze Stadt ist an einem einzigen Kleidungstück beteiligt. Was für eine Verschwendung.
Croy: Lieber schlecht und billig.
Broederlam: Entscheidend ist die Menge.
Croy: Geringe Kosten, geringer Lohn.
Broederlam: Aber auch weniger Gewinn.

Croy: Pro Stück.
Broederlam: Langsam verstehen Sie das Ganze.
Croy: Und das macht Sie zu einem reichen Mann!
Broederlam: Reich? Reichtum ist etwas anderes. Reich sind die Zunftherren, reich ist der Herzog.
Croy: Jetzt sind Sie reich. Reich durch den Kauf meines Guts?
Broederlam: Nein. Das sehen Sie doch an sich selbst. Wären Sie reich gewesen, dann müssten Sie nicht von Ihrem Hof runter.
Croy: Wenn ich ehrlich bin: Ich weiß nicht, warum ich jetzt arm bin oder immer ärmer wurde. – Sie sind nicht reich und kaufen meinen Besitz, mit allem Hab und Gut, mit Gesinde und Tieren, mit Wälder und Felder. Sind Sie arm oder sind Sie reich?
Broederlam: Ich bin weder das eine noch das andere. Ich lege meinen Gewinn, den ich erwirtschafte nur sicher an. Mehr nicht.
Croy: Mein Hof ist also nur ein sicherer Hafen? Wenn Sie morgen aus dem Verkauf meines Hofes Gewinn schlagen könnten, würden Sie verkaufen?
Broederlam: Ja sicher. Das ist doch mein Geschäft. Doch so weit sind wir noch nicht. Denn es ist eine wunderschöne Kapitalanlage. Die Rechte und die Freiheiten, die ich dadurch erhalte, sind unbezahlbar. – Doch, was werden Sie tun? Sie verstehen doch was vom Bauernwerk. Wollen Sie nicht hier bleiben?
Croy: Bei Ihnen bleiben? Sie haben wohl den Verstand verloren. Was wagen Sie? Sie sind dann mein Gerichtsherr. Sie richten nicht nur über das Gesinde, sondern auch über mich. Das ist ungeheuerlich! – Ich habe nur wenig von dem verstanden, was Sie sagten, aber dass Sie alles daran setzen, die Menschen abhängig zu machen, Tag und Nacht schuften zu lassen, damit sie ihr kümmerliches Dasein fristen können, das habe ich sehr gut verstanden. Und ich soll dann noch ihr Antreiber sein. Je mehr sie arbeiten, um so ärmer werden sie. Das habe ich verstanden!

Broederlam: Ich wagte nur zu fragen. – Sie haben keine große Auswahl. Für die Bürgerwehr kommen Sie wohl nicht in Frage. – Ein Lehen werden Sie nicht erhalten. Es ist Frieden. Da hat der Herzog nichts zu verteilen. (Lacht.) Als Armagnac wollen Sie nicht aufgeknüpft werden. Das wilde Umherziehen und Beute machen ist vorbei.
Croy: Das und vieles andere verbietet mir meine Ehre. Auch das werden Sie noch am eigenen Leib erfahren. Für den Krieg bin ich zu alt.
Broederlam: Sagen Sie das nicht. Manche Kondottieri in Italien sind älter als Sie. – Darf ich Ihnen einen Rat geben?
Croy: Nein. Das verbietet mir meine Ehre.
Broederlam (ironisch): Tun Sie so als hörten Sie mich nicht. Dann wird Ihre Ehre nicht angegriffen. Erwerben Sie eine Konzession. Bauen Sie Kohle ab. Sie sind kräftig und kerngesund.
Croy: Schweigen Sie! – Ich soll Bergmann werden?
Broederlam: Sie erwerben nur eine Konzession. Den Herzog freuts. Dann haben Sie Ihr Geld gut angelegt. Es gibt viele die für Sie arbeiten werden.
Croy: Mein Herr! Es reicht!
Broederlam: Dann bleibt Ihnen nur Italien. Dort können Sie Ihr adliges Luxusleben fortsetzen. – Denn zum Hof? Zu Artus' Tafelrunde? Dieser Weg wird Ihnen ewig verschlossen bleiben.
Croy: Vielleicht irren Sie sich da gewaltig. Ganz gewaltig. Denn wir haben das, was Sie nicht haben: Zeit, viel Zeit!

5. Szene

5. Januar 1477 bei Nancy

Karl der Kühne, Herzog von Burgund

Karl: Warum ist es so kalt? Warum gerät mein portugiesisches Blut nicht mehr in Wallung. – Hier also, im alten Reich Lothars. Hier das Nichts, nicht der Sonnenaufgang meines Königreichs. Der König von Gottes Gnaden von Gott in die Irre getrieben. Bald werde ich nur ein abgenagter Knochen sein. Alles vernichtet. Mein Heer, meine Länder. Vorbei die ritterliche Herrlichkeit. Die Städte werden sich erheben. Mein Vetter Louis wird alles zerstückeln und sich die Filets einverleiben. Die Spinne wird zum Aasgeier. Der Hasenfuß war ein Fuchs. Ich gebe ein schönes Sinnbild: von Wölfen angenagt, im Eis eingefroren, niedergestreckt von einer Hellebarde. Eines edlen Ritters unwürdig. Einen Ritter nimmt man gefangen, um ihn auszulösen. Einen Ritter erschlägt man nicht wie einen Hund. Wie konnten sie es nur wagen! Davor schreckte sogar der Sultan zurück. Ich, König von Gottes Gnaden, aus dem Hause Valois. War ich nicht Octavian, von Pompejus geschlagen, der Augustus wurde? War ich nicht Hannibal, der im Winter übers Gebirge zog? War ich nicht alles? Und wie viel mehr, hätte ich sein können. Ach was, alles war Lüge, alle Historiker logen, um mir zu schmeicheln. Warum habe ich mich damit vollgestopft? Ich bin der Einzige. Mit wem hätte ich mich messen sollen? Da sind die hartgefrorenen Tatsachen keine Lüge mehr, kein schönes Turnierspiel. Festgefroren, von wilden Tieren angenagt. Die Jagdhetze ist aus. Das Wild ist erlegt. Ich war das Wild und wollte Jäger sein. Wo ist mein Hut, wo ist mein

goldener Hut. War sein Gold nicht meine Oriflamme. Die Flamme wurde von der Nacht gelöscht. Nein, der Verrat erstickte sie. Nicht ein Judas, nein, alle haben mich verraten. Sie tranken von meinem Wein, sie nahmen von meinem Brot. Sie missbrauchten meine Liebe, die ich ihnen schenkte. Und sie? Sie waren hinterlistig und falsch. Sie ließen sich bestechen. Von Louis nahmen sie Geld und verständigten sich hinter meinem Rücken. Das sind keine Ritter, das sind feige Söldner. Niedertracht statt Furchtlosigkeit. Und ich vertraute ihnen wie Cäsar Brutus. Wie Cäsar hatte ich alle Warnungen in den Wind geschlagen. Ich schenkte ihnen mein Vertrauen. Und sie machten sich über mich lustig. Verrat überall Verrat. Und ich weiß, niemand wird mich rächen. Ich werde mich rächen. Wenn dies alles vorbei sein wird, werde ich ein furchtbares Strafgericht verhängen. Das Weltgericht wird dagegen ein Lagerfeuer. Wo sind meine Trompeter? Ein Strafgericht. Ja, das ist es. Ich spüre wieder mein heißes Blut. Mein heißes Blut wird die Welt entzünden. Wenn ich nicht Herr der Welt sein darf, dann will ich ihr Vernichter sein. Ja, beißt nur zu ihr Wölfe, reißt das Fleisch aus meinen Leib. Befreit mich aus meinem ehernen Käfig. Dann werde ich zur eiskalten Sonne aufsteigen und herabstürzen. Ich bin der Feuerstahl und der Feuerstein. Ich bin das Feuer der Vernichtung.



Karl der Kühne, Herzog von Burgund

6. Szene

1474 im Dezember, vor Neuß

Josse de Lalaing, Oberhofmeister Karls des Kühnen
Olivier de la Marche, Brotmeister und Historiker

Marche: Fällt Neuß?
Lalaing: Neuß muss fallen. Bald werden die Trompeter das Ende verkünden.
Marche: Das ist kein Ritterturnier.
Lalaing: Eine Belagerung ist ein Turnier. Bei einem Turnier gibt es Sieger und Besiegte.
Marche: Von seinem Großvater Johann hat er nichts gelernt.
Lalaing: Du meinst das Feldlager von Nikopolis.
Marche: Eher das Prunklager, das der osmanische „Blitz" eingenommen hat.
Lalaing: Er ist mehr ein Johann ohne Furcht als ein Philipp der Gute. Wo Philipp einlenkt und ausgleicht, schlägt Karl zu.
Marche: Wo ist Karl, der Grand Duc d'Occident?
Lalaing: Er konferiert mit dem König von Dänemark. Auf dem Rhein.
Marche: Genügt ihm unser Neu-Brügge vor Neuß nicht mehr? Hier würde ich mich gern ansiedeln. Es gibt alles, was das Herz begehrt. Hier lässt es sich leben. Weit weg vom Krieg: Wirtshäuser, Bordelle, Märkte. Schneider, Schmiede, Bäcker, Köche, Mönche. Kühe, Schafe, Ziegen, Hühner, Pfauen und Fasane. Ich weiß nicht, was ich präferiere, ein wimpelbeflaggtes Zelt oder ein kuscheliges Holzhaus? Allerdings ein Vorgärtchen muss sein.
Lalaing: Neuß fällt von selbst.
Marche: Wir brauchen keine Trompeten von Jericho?

Lalaing: Der Duc arbeitet an der Zeit nach Neuß. Er denkt an Köln. Das wird eine harte Nuss.
Marche: Daraus wird wohl nichts. Die Stände und Städte lehnen weitere Hilfsgelder ab. Das Geld geht zur Neige.
Lalaing: Die Stadt ist verloren. Sie haben nichts mehr zu essen. Sie verhungern.
Marche: Sie wissen, was mit Lüttich war.
Lalaing: Der Herzog kennt keine Gnade.
Marche: Du meinst, er kennt nur Rache? Aber wehe uns. Will Karl nichts davon wissen, dass sich seine Feinde verbünden. Oder ist er so blind? Ich sehe überall nur seine Zerstörungswut!
Lalaing: Von was sprichst Du?
Marche: Das pfeifen die Spatzen von den Dächern. – Warum unterstützen ihn die Städte nicht mehr? Und Louis Valois verhandelt mit dem deutschen Friedrich III., dem Habsburger Kaiser.
Lalaing: Das ist unmöglich. Karl hat seine Tochter Friedrichs Sohn Maximilian versprochen. Er wird zum König gekrönt. Deshalb ziehen wir gen Köln, die Kurfürsten werden geschwächt. Haben wir Köln, muss ihn Friedrich zum König machen.
Marche: Er hat viel zu spät erkannt, dass die Kurfürsten die wahren Herrscher sind, nicht der Kaiser.
Lalaing: Sie werden sich verrechnen. Neuß fällt. Dann ist Köln dran. Die Kurfürsten sind träge.
Marche: Nicht, wenn es um ihre Interessen geht. Sie dulden keinen König namens Karl. Sie haben es in Trier verhindert. Jetzt haben sie die Gelegenheit, sich alle burgundischen Grafschaften und Herzogtümer einzuverleiben: Flandern, Seeland, Holland, Brabant, Geldern, Lüttich, Limburg, Luxemburg. Das werden sie sich nicht entgehen lassen. Und Louis XI holt sich den Rest: die Pikardie, Artois, Cambrai, Hennegau, Namur, Lothringen, Savoyen und das Stammland Burgund.

Lalaing: Das würde er auf ewige Zeiten auslöschen. Das wird ihm nicht möglich sein. Wir werden uns an ihm schadlos halten. Mit den Engländern werden wir ihn in die Zange nehmen. Die Engländer kommen von Norden, wir vom Süden, von Savoyen. Wir greifen uns die Champagne. Aus dem Flickenteppich wird ein einheitliches Königreich.
Marche: Zuerst brauchen wir Lothringen. Doch Lothringen schwankt.
Lalaing: Lothringen ist nur Bindeglied. René, das Kind, hat keine Wahl. – Ein altes Königreich in neuem Glanz, das steht Karl seit seinem Besuch in Aachen klar vor Augen.
Marche: Trotz Karl dem Großen, trotz Pomp und großem Festbankett. Der Kaiser türmt bei Nacht und Nebel.
Lalaing: Dieser Feigling.
Marche: Warum sind wir noch hier? Warum brechen wir nicht auf, um uns mit den Engländern zu verbinden. Was liegt an diesem Nest, was liegt an Köln. Hier verliert er sein Königreich.
Lalaing: Karl kann die Belagerung nicht aufheben. Seine Ehre steht auf dem Spiel. Ein König ohne Ehre?
Marche: Ist sie nicht längst dahin? Wie lange liegen wir schon vor diesen Mauern? Nur um ein Nest auszunehmen. – Karl verliert sich in Nebensächlichkeiten, schmiedet aber große Pläne. Das geht nicht zusammen.
Lalaing: Fällt Neuß nicht, bleiben die Bagatellen. Dann gibts kein Königreich, dann gibts nicht einmal einen Herzog. Die Städte werden sich erheben. – Deshalb fällt Neuß. Punktum.
Marche: Dann ist das Turnier zu Ende.

7. Szene

1476, Mitte Juni, im Feldlager bei Lausanne

Karl der Kühne, Herzog von Burgund
Antoine de Bourgogne, le Grand Bâtard, natürlicher Sohn Philipps des Guten, Bischof von Cambrai
Guillaume Hugonet, Kanzler Karls des Kühnen

Karl: Wie nah sind Wir unserem Ziel. Wie Hannibal haben Wir das Gebirge überwunden. Was für eine ruhmreiche Tat. Noch nie war ich so siegesgewiss. Ich, ich allein habe alles bis ins kleinste geplant. Diese Bergbauern werden kein Hindernis sein. Sich mir in den Weg zu stellen? Mir den Krieg erklären? Bauerntölpel erklären mir den Krieg? (Hebt zu einer Tirade an.)
Antoine (unterbricht): Welche Aufgabe, mein Bruder, hast Du mir zugeteilt?
Karl: Du bleibst in meiner Nähe. Du sollst bei mir sein, wenn wir dem Riesenigel die Stachel ziehen.
Hugonet (zögerlich, geht auf die Knie): Mein großer Herr, mein Großherzog. Sollte nicht eine gewisse kleine Vorsicht angezeigt sein? Sie wissen, nie würde ich es wagen, aber ich könnte mir vorstellen, dass wir an das Ganze, nicht an die Bergbewohner denken sollten. Was wollen wir in Murten? Was kommt nach Murten? – Wir entfernen uns immer mehr von Paris. Wir verlieren uns im Unterholz. Zuerst Neuß, dann Grandson, nun Murten und nach Murten?
Karl (aufgebracht, beherrscht sich dann doch): Mein Kanzler. Darf ich Sie vielleicht darüber aufklären, dass Murten zu Savoyen gehört? Sie sind zu sehr in die Finanzen vertieft, nehme ich an. Das mag Ihre Unkenntnis entschuldigen. – Savoyen ist unser.



Antoine de Bourgogne, le Grand Bâtard

Die Bergbauern haben es widerrechtlich besetzt. Sie wollen hier ihre Kühe melken. Jedenfalls: Bern expandiert auf unsere Kosten.
Hugonet (auf den Knien): Mein Großherzog. Ein Vorschlag: wir dürfen die Saane nicht überschreiten. Darauf wartet Bern. Wir dürfen uns nicht herausfordern lassen. Überschreiten wir den Fluss, dann tritt die Bündnispflicht der Eidgenossen in Kraft. Darauf wartet Bern. – Dann wird der Riesenigel zum feuerspeienden Drachen.
Karl (platzt vor Wut): Was sagen Sie da? Das soll mir recht sein. Dann bin ich der heilige Georg, der Drachentöter. (Hugonet zieht sich kniend hinter den anderen zurück.)
Antoine: Der Drache ist listig. Das weißt Du. Mit List will Bern uns Savoyen entreißen. Mit List sage ich: die Eidgenossen sollen es richten. Und Savoyen fällt an Bern.
Karl: Das ist keine Frage der List. Nicht einmal eine Frage der Klugheit. Die Klugheit hat der Ehre zu dienen. Und wenn es sein muss, dann hat sich die Klugheit oder die List, wie Du die Klugheit nennen würdest, der Ehre zu opfern. Ich, der Großherzog des Abendlandes bin entehrt. Murten wird der Ort sein, an dem der Drachen erschlagen wird. Dann wird in Köln meine Ehre wieder hergestellt. Maria wird den Habsburger Jüngling Maximilian ehelichen.
Hugonet (traut sich wieder hervor): Mein Grand Duc, verlieren Sie nicht das Ganze. Halten Sie Savoyen. Dann vererbt Ihnen der gute René von Anjou die Provence. Bedenken Sie, die burgundische Fahne weht am Mittelmeer. Denken Sie an Mailand. Denken Sie an Sforza. Das sind andere Aussichten als die engen Täler der Bergbauern.
Karl (tobt): Das wagen Sie auszusprechen! – Ich bin das Ganze. Die Welt dreht sich um mich. Ich bin die Sonne, die alles wachsen und gedeihen lässt. Mein Vater überließ alles dem Kanzler.

Das war sein größter Fehler. Deshalb kam es nie zum Kreuzzug. Johann ohne Furcht hat es gewagt, mein Vater hat versagt. Ich regierte in Konstantinopel und betete in der Hagia Sophia. – Hatten die Cäsaren Kanzler? Nein. Ich weiß nichts davon. Ich kenne meinen Plutarch auswendig. Ihre Widersacher waren die Senatoren. Was sind meine Senatoren? Die Stände und Städte. Denken nur an den Handel und die Landwirtschaft. Nur zum eigenen Vorteil. Sie haben vergessen, dass wir ihnen Schutz gewährten. Wer unterstützte sie? Die Schiffe aus Portugal, aus Spanien legen nicht in Calais an, nein in Brügge. Wir lassen nach Gold und Silber schürfen. Welchen Vorteil haben wir davon? Ohne uns keine Wolle aus Kastilien. Was war denn, als uns England boykottierte? Wir sollten neue Quellen erschließen. Und das haben wir getan. Ohne uns keine Tuchindustrie, keine Teppichweberei. Die Städte klagen nur über ihre verlorenen Privilegien, aber wem verdanken sie ihren Wohlstand?
Was sind ihre Privilegien gegen meine Ehre? Wenn ich meine Ehre verliere, verlieren sie alles.
Antoine: Beruhige Dich. Das wissen wir doch. Das wissen alle.
Karl: Nichts wisst ihr. Deshalb muss ich es wiederholen, damit es jedem klar wird: Die Schweiz erklärte uns vor zwei Jahren den Krieg. Der Berner Bär wütet in Savoyen. Unsere Männer werden niedergemetzelt, meine Edelleute enthauptet, meine Städte werden geplündert, die Bewohner massakriert.
Das Waadtland ist vernichtet.
Antoine (ruhig): Deine Antwort darauf war der Schrecken.
Du warst nicht weniger grausam. Erinnere Dich nur an die stundenlangen Hinrichtungen. Du konntest Deine Augen nicht davon lassen, so gierig warst Du.
Karl (schreit): Sollte ich Gnade walten lassen? Gnade? Wenn es um meine Ehre geht. Die Ehre steht über der Gnade.

Hugonet (murmelt): Grandson ist ein Menetekel.
Antoine: Noch ist nicht entschieden für wen.
Hugonet: Dort geriet alles außer Kontrolle. Die Ritterlichkeit, Ehre und Treue, der Geist des Goldenen Vlies. – Wir sollten umkehren.
Karl: Ich bin auf dem rechten Pfad. Lieber sterbe ich hier auf der Stelle. Ohne Ehre werde ich nicht weiterleben.
Antoine (lacht): Nichts leichter als das, mein Bruder. Die Schweizer machen keine Gefangenen. Sie nehmen kein Lösegeld von uns. – Das wird unseren Kanzler freuen.
Karl (schäumt): Antoine, Bischof von Cambrai, halte inne. Wärst Du nicht mein Bruder und Gefährte, mein Mignon des Kampfes, ich würde Sie auf der Stelle enthaupten lassen.

8. Szene

1476 im Mai, Lausanne

Guillaume Hugonet, Kanzler Karls des Kühnen
Jacques de Romont, Herr des Waadtlandes
Jean Louis von Savoyen, Bischof von Genf

Hugonet: Unser Großherzog ist außer Rand und Band. Er ist wie toll. Er kennt nur noch einen Gedanken: Rache.
Seine Rache nennt er Ehre.
Savoyen: Zahn um Zahn. Bern erweitert seinen Machtbereich und nennt das Freiheit. Frei von Habsburg, frei von Savoyen, heißt ihre Losung.
Sie bringen keine Freiheit, nur Zerstörung.
Romont: Ich habe vergeblich versucht, zu vermitteln.
Die Berner wollen ihre Chance nützen. (Mit Bestürzung.)
Sie haben Louis XI hinter sich.
Hugonet: Hoffentlich täuschen sie sich nicht. Louis XI macht es wie immer. Er verspricht und besticht.
Savoyen: So hält man Könige in Schach.
Romont: Während unser Grand Duc nur noch wütet, nur noch schäumt.
Savoyen: Falls die Schweizer nicht geschlagen werden, bleibt ihm nichts mehr. Ich habe schon die entsprechenden Vorbereitungen getroffen. Ich verhandle mit Frankreich.
(Mit einem Ausdruck von Gelassenheit.)
Savoyen wird sich im Falle des Falles unter den Schutz von Louis' XI begeben.
Romont: Wir Waadtländer haben keine Wahl. Wir sind schon ausgeplündert. Wir können nicht tiefer fallen.

Der Grand Duc kann nur siegen. (Verzweifelt.)
Savoyen: Er darf nicht alles auf eine Karte setzen. Ich habe Zweifel, ob sich diese Armee so erfolgreich schlagen wird, wie sie Glanz verbreitet.
Romont: Mein Gott, was sagen Sie da. Mein Corps soll die Flanke schützen.
Savoyen: Gerade da werden sie durchbrechen. (Melancholisch.)
Denken Sie an Grandson. (Kehrt Romont den Rücken.)
Ich rate Ihnen, halten Sie Ihre Männer zusammen.
Romont: Meine Leute zittern jetzt schon wie Espenlaub, seit sie wissen, dass es keine italienische Schlacht wird. Die Schweizer machen keine Gefangene. Sie schlagen alle tot.
Savoyen: Führen Sie Ihr Corps nicht in die Schlacht. Halten Sie still. Dann abwarten.
Romont: Das kann ich nicht machen. Ich habe meine Befehle.
Savoyen: Sichern Sie sich ab. Lernen Sie von Louis XI.
Hugonet: Das wäre Verrat. – Ich entferne mich.
Romont: Um uns zu verraten? Es geht um unser Land, nicht um einen persönlichen Rachefeldzug.
Hugonet: Die Ehre unseres Großherzogs, unsere baldigen Königs, ist auch Ihre Ehre. (Hebt seine Stimme.)
Seine Ehre ist Ihre Treue.
Sein Triumph ist auch Ihr Ruhm. (Bedrohlich.)
Vergessen Sie das niemals.
Sie haben unserem Herrn den Treueid geleistet.
Savoyen: Tragen wir eine Ordenskette vom Goldenen Vlies?
Ich sehe keine in unserer Runde. (Hebt die Augenbrauen.)
Oder vielleicht doch?
Hugonet: Der Großherzog hält auch Ihnen die Treue.
Wäre er sonst hier?
Wer schützt Savoyen und das Waadtland?

Wer schützt Sie und Ihren Reichtum. – Nur Einer. Der Eine!
Romont: Schutz sieht anders aus.
Wir dienen ihm, dazu verpflichtet uns der Treueschwur.
(Lacht hell auf.)
Aber haben wir ihm auch zu dienen, wenn er wie Alexander der Große seine Eroberungen immer weiter fortsetzt?
Wo ist sein Indien?
Savoyen: Das ist längst keine Eroberung mehr. Das ist eine Verfolgung.
Romont: Ich habe schon lange den Verdacht, dass er von einem Dämon verfolgt wird. (Spricht leise weiter, als würde Karl der Kühne unsichtbar hinter ihm stehen.)
Seine Gewaltakte, seine Wutausbrüche.
Es ist, als wäre er besessen. Was meinen Sie, Bischof?
Savoyen: Schweigen Sie! Er ist ein Werkzeug Gottes. Nur der Herr weiß, was er mit unserem Herzog vorhat.
Kanzler Hugonet, halten Sie ihn zurück.
Hugonet: Ich habe längst jeden Einfluss verloren. Er hört nicht einmal auf den Hohen Rat vom Goldenen Vlies.
Romont: Er ist dazu verpflichtet.
Hugonet: Er hört ihn an, aber er hört nicht auf ihn. Dann wird er plötzlich schwermütig. Er versinkt in langes Schweigen.
Savoyen: Das ist sein portugiesisches Erbe.
Romont: Dann nehmen Sie zu den Ständen Kontakt auf.
Sie mögen die Hilfsgelder verweigern.
Hugonet: Das ist längst geschehen. Sie kündigten die Gefolgschaft. Das macht alles nur schlimmer.
Savoyen: Das Gold erweist sich als Blattgold und blättert ab.
Wir schwuren ihm Treue, wir müssen uns auch vor ihm schützen.
Hugonet: Dann fallen Sie in Ungnade.
Romont: Seit Lüttich kennt er keine Gnade mehr.

Savoyen: Dann sage ich, man muss das Land bewahren. Als Ritter bin ich zur Treue verpflichtet, als Bischof habe ich eine andere Verpflichtung: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“
Das ist kein Turnier mehr, das ist Krieg. Das hat Herzog Karl nicht begriffen. Wir haben es mit Menschen, nicht mit Spielzeug zu tun.
Romont: Dominus vobiscum, Deo gratias. Wovon sprechen Sie denn plötzlich? Entdecken Sie die christliche Nächstenliebe? Das hat aber lange gedauert. Da mussten Sie lange suchen. Wo hat sie sich denn versteckt? Im Kloster vielleicht oder bei den Eremiten? (Wutentbrannt.)
Nein, nein, wir sind Ritter, Edelleute, keine Bauern oder Händler. Jetzt entdecken Sie Ihre Schäfchen, meinen ihr Hirte zu sein. Das war vorher nicht so. Ihr Blick ging gierig nach oben. Wenn der Mond untergeht, sehnen Sie sich nach dem Sonnenaufgang im Westen. Die Sonne geht im Osten auf.
Der Grand Duc wird den Kaiser zur Königskrönung zwingen. Und das geschieht im Osten. Die Sonne, Louis XI, wird wie in der Natur, im Westen untergehen.
Savoyen: Mit dieser Armee? Karl hätte in Trier dem Kaiser seine Diamanten überlassen sollen. Es hätte ja nicht gleich der „Toscan“ oder der „Sancy“ sein müssen. Als Lockmittel hätte der „Federlin“ genügt.
Für alle sichtbar, hätte ihn der Kaiser am Hut getragen, um seine Verbundenheit mit Karl zu zeigen. Das wäre nicht nur eine symbolische Tat gewesen.
Romont: Dazu noch einige Reliquien. Karl führt seinen Staatsschatz ja immer mit sich.
Hugonet: Den jetzt die Schweizer verschleudern.
Savoyen: Beim Kaiser wäre er besser aufgehoben. Aber so.

Karl wollte alle beeindrucken. Er spreizte sich wie ein Pfau. Mit Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen. Das typische Federkleid eines Pfaus.
Romont: Dessen Fleisch unverweslich ist, wie Ihr, Herr Bischof, wisst. – Also wird der Herzog siegen!
Savoyen: Unverweslich, nicht unsterblich. Es liegt in Gottes Händen.
Romont: Wenn ich Sie höre, dann eher in den Händen der universellen Spinne, die eifrig austeilen.
Hugonet: Schweigen Sie. Wenn Sie sich nicht einig sind und nicht von Ihren eigenen Tellern essen können, Hader und Zwist säen, dann bleibt nur der Kampf für die Ehre Karls.
Das erkenne ich jetzt.

(Betretenes Schweigen.)

Romont: Der Herzog hält sich streng an das Zeremoniell.
Jedes Turnier ist eine Zeremonie, wie ein Hochamt.
Auch der Krieg ist eine Zeremonie.
Savoyen: Ach deshalb kümmert er sich nicht darum,
was seine Feinde im Schilde führen? Gemäß dem Zeremonienbuch stellt er seine Heerscharen auf. (Höhnisch.)
Der Feind ist dazu eingeladen, an der Zeremonie teilzunehmen. Ist er das wirklich? Oder träumen wir das nur?
Nur hat der Grand Duc über dem Zeremoniell vergessen,
dass es nur symbolisch gemeint ist.
Er unterwirft die ganze Welt einer Zeremonie und denkt,
das wäre die ganze Welt.
Hugonet (spöttisch): Die Louis d'or, die sich in Ihrer Aumonière wölben, sind weder Symbole noch Gaben für die Armen,
vermute ich.

Savoyen: Das beweist nur, dass die Welt nicht nur aus Symbolen besteht.
Hugonet: Wenn dies nicht der falsche Zeitpunkt wäre, würde ich Sie festsetzen lassen.
Romont: Das lässt sich nachholen.
Savoyen: Dann würde ich, wie es das Zeremoniell vorschreibt, auf den Knien beim Grand Duc d'Occident um Gnade winseln. – Meine Herren: Würde er mir seine Gnade verweigern? Er kann es nicht, weil er ein Herzog von Gottes Gnaden ist.
Hugonet: Seit Lüttich weiß ich es nicht mehr.
Savoyen: Was meinen Sie, Jacques de Romont? Gelten ritterliche Tugenden noch? Oder gelten nur noch die kalten Regeln des Hofzeremoniells? Nämlich, alles zu tun, was für den Herzog gut ist.
Romont: Das will ich nicht beantworten. Das ist Angelegenheit des Herzogs.
Hugonet: Sie wollen nur zerstören, um sich zu erhöhen. Das ist es, was Sie wollen.
Savoyen: Ohne Kirche gibt es keine Zukunft Burgunds.
Der Herzog hätte mich sonst nicht eingesetzt.
Romont: Ihre Macht ist nur geliehen.
Savoyen: Geliehen oder verliehen. Wie sich die Kirche aus der Asche des Römischen Imperiums erhob, so thront sie …
Hugonet: Nicht weiter. Schweigen Sie! Wagen Sie es nicht, weiter zu sprechen.
Savoyen: Der Herzog hat alle Brücken hinter sich abgebrochen. – Nur die Kirche kann eine neue Brücke bauen.
Romont: Das ist Ihr Triumph!
Savoyen: Warum nicht? Sehen Sie es anders?
Hugonet: Einst hatte Philipp der Gute die Macht der Kirche gebrochen …

Savoyen: Uns aber als Berater an seinen Hof gerufen.
Hugonet: Er hat sie benutzt.
Savoyen: Genützt oder benutzt. Karl der Kühne, der legitime Sohn Philipp des Guten, wäre gut beraten, dasselbe zu tun.
Romont: Ich habe das ganze Geschwätz satt.
Der Großherzog, wir alle werden siegen.
Und der Herzog von Burgund wird sich wie ein Adler in die Lüfte erheben.

9. Szene

1477, 20. Juni, bei Murten, zwei Tage vor der Entscheidungsschlacht gegen die Eidgenossen

Antoine de Bourgogne, le Grand Bâtard, natürlicher Sohn Philipps des Guten, Bischof von Cambrai
Guillaume Hugonet, Kanzler Karls des Kühnen

Hugonet: Auf ein Wort. Habe ich Ihr Wort?
Antoine: Kanzler? Was gibts?
Hugonet: Ich reise ab. Ich bin kein Kriegsmann.
Antoine: Einst entfernte sich auch Kanzler Rolin vom Kriegsschauplatz.
Hugonet: War das ein Fehler?
Antoine: Ja, denn es kam zu keinem Kreuzzug.
Hugonet: Ich glaubte, es war nur ein taktisches Manöver Philipps, damit die Kirche nun endlich auch Steuern bezahlt.
Antoine: Nicht ganz. Nur, wenn Sie sich jetzt verdrücken, besteigen Sie in Gent das Schafott. So oder so, ob Karl die Schlacht gewinnt oder verliert.
Hugonet: Ich? Ich bin nur der Verwalter des Landes.
Antoine: Und der Ratgeber des Großherzogs. Vergessen Sie das nicht. Sie sind der Rolin, der mit List und Tücke die Stände auspresst.
Hugonet: Das ist doch nicht wahr.
Antoine: Das wissen nur Sie. Deshalb ist es besser, Sie warten ab.
Hugonet: Der Herzog empfängt mich nicht mehr. Er will nur eines: Geld und noch mehr Geld.
Antoine: Ich werde den Herzog instruieren.
Hugonet: Sehen Sie nicht den Zerfall des Feldlagers. Sie bringen

sich vor der Schlacht gegenseitig um. Das ist kein Lager, das ist eine Räuberhöhle. Englische Söldner gehen den Italienern an die Gurgel, die Lombarden den Pikarden. Dazwischen unsere Leute, unsere Bauern und unsere Handwerker. Ich weiß nicht, wie ich da noch den Sold beschaffen kann. Die Städte zahlen Sold für die fremden Söldner und die Burgunder sollen leer ausgehen.

Antoine: Schaffen Sie Geld herbei. Es wird sich alles legen. Sie kämpfen dann wie die Löwen.

Hugonet: Sie kämpfen wie bei Grandson, wie vor Neuß? Dass ich nicht lache. Sie wollen siegen, nicht kämpfen. Sie waren doch in Italien. Sie kennen die Verhältnisse dort. Die Söldner machen keine Beute, um auf dem Schlachtfeld ihr Leben zu lassen. Vom Gold angelockt, wollen sie ihren Anteil.

Antoine: Es wird dieses Mal nicht nötig sein, dass sie ihr Leben lassen. Ach, und übrigens: Bezahlen wir zu wenig? Es ist uns eine Ehre, zu verschwenden.

Hugonet: Wir bezahlen über Tarif. Und nicht nur das. Es gibt zuviel Lagermädchen. Sie sind schlapp.

Antoine: Der Feind wird sie schon anstacheln.

Hugonet: Anstacheln? Sie zittern vor dem Riesenigel. Sie würden sich am liebsten ins hinterste Loch verkriechen. Sehen Sie das denn nicht?

Antoine: Ich sehe, dass sich Kräfte regen.

Hugonet: Diesen Kräften, die ich meine, möchte ich nicht zwischen die Finger geraten. Deshalb reise ich.

Antoine: Bleiben Sie. Ich sage Ihnen: Das ist nur ein Manöver. Wir werden Bern nicht reizen. Bern ist, auf sich allein gestellt, zu schwach, um sich reizen zu lassen. Und der Herzog wird Genugtuung erfahren. Seine Ehre ist wiederhergestellt. Damit wirds genug sein. Wir nehmen Murten und ziehen ab.

Hugonet: Das alles zum Schein? Ist das mit Bern abgesprochen?



Louis XI, König von Frankreich

Sie haben diese Vereinbarung mit Bern getroffen? Hinter dem Rücken des Herzogs?
Antoine: Das ist das Problem. Das ist mir nicht möglich. Der Herzog würde mich töten.
Hugonet: Seine Ehre zum Schein wiederherstellen? Das wäre schlimmer als jede Niederlage. Wie also?
Antoine: Ich setze auf spontane Eingebung.
Hugonet: Hoffentlich bleibt sie nicht aus. Sie müssen Ihren Bruder Karl zurückhalten.
Antoine: Dafür ist es zu spät. Ich stoße auf taube Ohren.
Hugonet: Alles ist verloren. Er ist weder ein Alexander noch ein Cäsar. Er hat sich nicht mehr in der Gewalt. Die Gewalt hat ihn.
Antoine: Ich werde mit ihm zugrunde gehen.
Hugonet: Seien Sie nicht blind. Wer führt unsere Landeskinder zurück? Sie müssen sie retten. Es geht ums nackte Überleben, nicht um Ruhm und Ehre. – Das verdanken wir der Spinne. Warum nur, warum? Louis XI sitzt und wartet und alles fällt ihm zu.
Antoine: Noch ist es nicht so weit. Wir zerreißen das Spinnennetz.
Hugonet: Vereinen wir uns mit England? Dann müssen wir Louis' Bestechungsgelder verdoppeln. Den Hieb gegen Louis hat der Herzog versäumt. Wäre er nicht in Neuß hängen geblieben, wir säßen in Paris, nicht in diesem Gebirge.
Antoine: Sie vergessen ganz, dass es sich die Engländer leicht machten. Edward landete mit „der schönsten Armee“ nicht in der Normandie, sondern bequemerweise in Calais. Burgund, nicht Frankreich, sollte nun seine Armee verpflegen. Sie wissen, was das hieß: Plünderungen, Brandschatzungen, Vergewaltigungen. Ob Edward überhaupt nach Reims gelangt wäre?

Ich zweifle. Wären wir nach Reims gelangt? Durch die Champagne, durch Lothringen. Weiß ich es?
Hugonet (bitter): Die Bestechung Edwards durch die Spinne war also ganz im Sinne Burgunds? Edwards Geldgier und Feigheit triumphiert über Karls Treue und Ehre? Fünfzigtausend Taler jährlich für Karls Schwiegervater Edward, tausend Taler für den Kanzler und abertausende Taler für seine Lordschaft. Ein wahrer französischer Aderlass. (Lacht.) Das hat der Großherzog gut eingefädelt. Gar die Verlobung zwischen Edwards Tochter und dem Dauphin, das erspart unserer Maria die Hochzeit mit dem buckligen Franzosenzwerg. – Bisher bewunderte ich Karls Organisationsgenie, jetzt bin ich von Karls Sinn für Intrige überwältigt. Er übertrifft Louis' Verschlagenheit. – Wir haben viel Geld gespart.
Antoine: Das wir gut zu nützen wissen.
Hugonet: Warum machen wir es nicht wie Louis XI?
Wir bestechen die Schweizer?
Antoine (lacht): Das geht nicht. Sie wissen nicht, was Ehre ist. Es sind Almbauern. Und außerdem haben sie bereits unser ganzes Geld, unseren Staatsschatz.

10. Szene

1477, 13. Januar, Nancy

Philipp de Croy, Graf von Chimay,
Kammerherr Karls des Kühnen
Engelbert, Graf von Nassau

Philipp: Nun hat er seine Ehre wiedergewonnen.
Engelbert: Wir haben alles verloren. Werden unsere Familien das Lösegeld aufbringen?
Philipp: Unsere Familien? Mein Schicksal ist besiegelt. Meine Zukunft wurde mit dem Grand Duc begraben. Meine Familie hat sich auf Gedeih und Verderb mit dem Haus Burgund verbunden. Was blieb? Bei dieser Kälte kenne ich nur eine Richtung, gen sonnigen Süden. Als fahrender Ritter wie einst Jacques de Lalaing mache ich mich wohl lächerlich.
Engelbert: In der Tat. Mit Burgund verschwinden auch die Turniere. Es heißt nun: absitzen. List, nicht Geistesgegenwart gewinnt.
Philipp: Kein Treueid mehr, nie mehr Vasall. Wer bezahlt, der hat mich. (Pause.)
Engelbert: Was hätte unser Herzog tun sollen? Er musste seine Ehre retten.
Philipp: Es gibt auch eine Ehre des Staates und eine Ehre des Hauses Burgund. Eine Ehre, die auf die Zukunft baut, die gibt es auch. Das ist nun ausgeträumt. Über allem steht das herzogliche „Ich habs gewagt".
Engelbert: Er hätte mehr wagen sollen.
Philipp: Wir müssen dafür bluten. Er verschimmelt da unten und wartet auf die Auferstehung. Wäre er doch bei dem

geblieben, was er kann, und hätte den Rest uns überlassen.
Engelbert: Er war ein wahrer Ritter, der sich im Zauberwald verirrte.
Philipp (lacht): Diesen Wald hätten wir fällen, die Bäume an die Schiffsbauer verkaufen müssen.
Engelbert: Er wollte seinen Hohen Herrn übertrumpfen. Dessen ständiges Lavieren, seine Schaukelpolitik, dafür hatte er keinen Sinn.
Philipp: Nur, das war Philipps Erfolgsrezept.
Engelbert: Karl wäre nur einfacher Graf geblieben.
Philipp: Graf von Charolais.
Engelbert: Hätte Kühe gezüchtet.
Philipp: Der Zauberwald lockte.
Engelbert: Die ewigen Turniere, das ewige Lanzenstechen.
Philipp: Wir folgten ihm. Wir waren verzaubert.
Engelbert: Wir, die edlen Ritter, zogen aus, auf der Suche nach dem Goldenen Vlies. Und als wir es hatten, war es ein abgeschabtes Widerfell.
Philipp: Louis XI war ehrlich: „Jeder Mensch ist käuflich. Es ist nur eine Frage des Preises."
Engelbert: Das war die Folge des Hundertjährigen Krieges. Für ihn eine Niederlage, für Karl ein Sieg.
Philipp: Den der alte Herr verspielte, nach Karls Ansicht.
Engelbert: Karl wollte Frankreich noch einmal besiegen.
Philipp: Das ist es. Karl wollte immer nur zurück. Zurück ins Mittelalter, zurück zu Karl dem Großen, zurück zu den Kreuzzügen. Zurück, zurück.
Engelbert: Dabei kannte er das Ganze nur aus stumpfsinnigen Büchern. Sein Leben war ein Schauspiel, eine Inszenierung.
Philipp: Das Lanzenstechen war kein Schauspiel.
Es war Karls Leben.

Engelbert: Und wunderte sich nicht, dass man ihn gewinnen ließ. Es lief alles nach seinen Wünschen. Falls nicht wurde er gewalttätig und stampfte mit den Füßen.
Philipp: Wurde es Ernst, dann verleugnete er die Tatsachen, machte daraus ein Schauspiel.
Engelbert: So sitzen wir hier auf dem Boden der Tatsachen, die Karl erspart blieben.
Philipp (ironisch): Ich schätze mich glücklich, diesem Schauspiel beigewohnt zu haben. – Der Spuk ist vorbei. Nur, wohin soll ich mich wenden im Lande der harten Tatsachen?
Engelbert: Naja. Übertreiben Sie nicht. Ihnen bleiben die gewaltigen Ländereien in der Pikardie, die wird Ihnen Louis XI nicht entreißen. Die Croys haben es immer verstanden, zur richtigen Zeit auf der richtigen Seite zu sein. Es gibt so viele Häuser, denen Sie dienstbar sein können. Sie haben freie Wahl und einen sicheren Instinkt. Zu welchen Feudalherren werden Sie sich begeben. Ins Haus Savoyen oder Bourbon? Ich glaube, Sie zaudern noch zwischen dem Haus Orléans und dem Haus Bretagne. Ja, was wird die Zukunft sein. An ihrer Entscheidung erkenne ich die Zukunft. Oder wird es doch Habsburg sein? Ich bin gespannt.

11. Szene

1468, 3. November, Lüttich

Jean Balue, Kardinal, Ratgeber von Louis XI
Guy de Brimeu, Herr von Humbercourt,
Erster Kammerherr Karls des Kühnen

(Etwas seitabwärts. In der Ferne gibt Herzog Karl das Signal zur Einäscherung der Stadt Lüttich.)

Balue: Der Hohe Herr beliebt, die Sammlung seiner lebenden Bilder zu ergänzen. Den Szenen vom Sündenfall, von Kleopatras Hochzeit und von König Salomos Begegnung mit der Königin von Saba fügt er noch eine gewaltigere hinzu: die von der Einäscherung Lüttichs.
Brimeu: Das Hochzeitsfest ist beendet. Jetzt beginnt ein anderer Tanz. Nicht Nero, sondern Friedrich ist das Vorbild, Friedrich der Staufer, der Mailand züchtigte. Sie führen mich nicht hinters Licht. Das ist ein lebendes Bild für den König, nicht für unseren Großherzog. Das wird Louis XI ewig im Gedächtnis bleiben.
Balue: Das stelle ich nicht in Abrede. Lüttich steht für alle Zeit dafür, es gewagt zu haben, Ungehorsam zu sein wider unserem allergnädigsten König Louis.
Brimeu: Sie meinen: Aufruhr gegen das Haus Burgund.
Balue: Das Haus Burgund gehört zum Haus Valois. Der Herzog Karl ist ein Valois und ein Diener unseres Königs.
Brimeu: Das setzt mich in Erstauen.
Balue: Wann immer der König ruft, der Herzog hat ihm zu folgen.
Brimeu: Dann wundert es mich, dass der König der Zerstörung



Das Paradies

Lüttichs nicht Einhalt gebietet. Sind die Lütticher nicht mehr seine Untertanen, die er als allerköniglichster Herrscher zu beschützen hat? Noch vor wenige Wochen hörte ich die Lütticher Hurrarufe: „Ein Hoch dem König und den Freiheiten!"
Balue: Haben Sie das selbst gehört oder sind das nur Gerüchte? Ich dachte, Sie pflegten abwesend zu sein, in jener fraglichen Zeit.
Brimeu: Sie scherzen. Der König schürte die Rebellion gegen den „unbeschränkten Vogt und Schirmherrn von Lüttich".
Balue: Gegen den Herzog Karl?
Brimeu: Wer gab den flüchtigen Rebellen eine Zufluchtstätte?
Balue: Sie haben sie vertrieben. Vielleicht rebellierten sie deshalb. Sie, Herr von Humbercourt, konfiszierten ihre Güter. Sie, als der wahre Gouverneur der Stadt, versiebenfachten die Steuer. Sie errichteten eine Schreckensherrschaft und lebten in Luxus, in burgundischem Luxus.
Brimeu: Der König schürte das Feuer. Er stiftete Unfrieden, säte Hass. Seine Agenten wiegelten die Bevölkerung gegen mich auf. Denn offen konnten sie nicht auftreten. Sie warteten meine Abwesenheit ab. Da ergriff der Pöbel die Macht.
Balue: Versprach nicht der zurückgekehrte Ludwig von Bourbon, Ihr Bischof, zukünftig ein gütiger Herrscher sein zu wollen. Wurde danach nicht ein Aufrührer, Johan de Wilde, als Bürgermeister eingesetzt? Warum also? Warum diese sinnlose Strafaktion?
Brimeu: Unter den Augen des Königs. Sie ständen sonst nicht neben mir.
Balue: Unter den Augen des Königs, auf Befehl des Herzogs werden die Bürger niedergemetzelt, in der Maas ersäuft und alles wird geplündert. Was für ein Blutrausch.
Brimeu: Der König empfahl seinem Vasallen, wie sie Herzog

Karl nennen würden, die Zerstörung Lüttichs.
Balue: Die Lütticher wollten den König töten. Deshalb konnte er nicht anders. Damit haben sie Leben und Gut verwirkt.
Brimeu: Ein König kann nicht anders? Der König wollte nicht entlarvt werden. Das ist es. Er war der Anstifter. Die Lütticher sollten uns vertreiben. Seine Heuchelei reicht nicht aus, um das zu vertuschen. Auch nicht das burgundische Andreaskreuz auf seiner Brust und sein Hochruf: „Vive Bourgogne!"
Balue: Das sind ungeheure Beschuldigungen. Das Feuer, das diese Stadt dem Erdboden gleichmacht, soll bezeugen, dass unser König niemals etwas mit dem Aufruhr zu tun hatte. Schon in Péronne war der König für die Lütticher Strafexpedition.
Das überbrachte ich persönlich dem Herzog.
Brimeu: Weil Louis XI nicht anders konnte! (Lächelt.)
Wie Sie schon sagten.
Balue: Keine Wahl hatte. Wer könnte einen König zwingen?
Der König schwur beim Leiden Christi, dass er in eigener Person bei der Belagerung Lüttichs dabei sein werde.
Brimeu: Ja, nur hat er sein Versprechen dann zurückgenommen, als zum Aufbruch geblasen wurde. Der König widerruft, trotz seines Schwurs beim Leiden Christi. Der König widerruft! –
Wollen Sie das bestreiten, Kardinal? Das genügt als Beweis.
Louis XI wiegelte die Lütticher gegen Karl auf.
Balue: Karl verletzte das Gastrecht in Péronne. Gegenüber seinem Herrn, dem König. Karl, der Vasall. Was für ein Frevel.
Brimeu: Wenn Karl der Diener des Königs ist, dann hat der König auch gegenüber Karl seine Pflichten zu erfüllen.
Balue: Dem König von Frankreich Befehle erteilen?
Die königliche Würde wird von Burgund geschmäht?
Brimeu: Darf ein König sein Versprechen, seinen Schwur brechen? Das ist die Péronner Frage!

Balue: Karl hat den König gedemütigt. Die Ausrottung Lüttichs ist ein Triumph Karls, aber eine abgrundtiefe Erniedrigung des Königs.
Brimeu: Erniedrigung? Der König hat sich selbst erniedrigt. Versuchte er nicht, bei Nacht und Nebel als Diener verkleidet zu fliehen? Nur, um sein Versprechen nicht halten zu müssen.
Balue: Waffenlos kam der König nach Péronne, um mit dem Herzog ein ewiges Bündnis zu schließen.
Brimeu: Was auch geschah.
Balue: Beim Reliquiar Karls des Großen, bei den Splittern des Wahren Kreuzes Christi. Jawohl. Ich selbst habe es so eingerichtet.
Brimeu: Sie? Kardinal, das werden Sie büßen müssen. Der König wird Ihnen das niemals verzeihen.

12. Szene

1468, 3. November, Lüttich

Georges Chastellain, Ritter vom Goldenen Vlies, Historiker
Philipp de Commynes, Herr von Renescure, Vertrauter Karls des Kühnen in Péronne, er läuft 1472 zu Louis XI über, Historiker
Le Glorieux, Hofnarr Karls des Kühnen

Le Glorieux: Jetzt kräht kein Hahn mehr. Wie lieblich das Feuer die Stadt verzehrt. Ich wollte es wäre Nacht. Es wäre noch schöner. Seht ihr nicht die lachenden Gesichter. Die Pagen, die Zeremonialtrompeter, die Wappenkönige, die Wappenmarschälle, die Herolde, die Persevanten, die Kammerherrn, die Kapläne und Beichtväter, die Hofmeister und die Almosendiener. Der ganze Hof ist versammelt. Und alle freuen sich und jauchzen. Was für eine Friedensfeier. König und Herzog vereint. Hand in Hand das Haus Valois und das Haus Burgund. Der König umschmeichelt den jungen Herzog wie eine Geliebte. Das ist die neue Mode, Hochzeit zu feiern. Der ewige Frieden ist da. Erzittert ihr Feinde, kniet nieder oder ihr werdet zu Asche wie diese Stadt. Ihr Völker und Lande des Erdkreises seht dieses Feuer. Das ist kein Feuer der Zerstörung, das ist das eiserne Feuer der Reinigung. Ihr Zeremonialtrompeter lasst die Trompeten erschallen, ihr Pagenengel frohlockt. Tanzt Ihr Herren, Ihr Hohen Herren, das ist der Minnedienst des Königs. Nur, was fehlt? Es fehlt der Regenbogen, der Regenbogen des neuen Bundes.
Chastellain: Schweig, elender Zwerg.
Commynes: Verschwinde. Du hast nichts verstanden.
Le Glorieux: Dazu bin da. Ich bin die Rückseite der Wahrheit.
Chastellain: Die möchte niemand sehen.



Pleurants von den Grabmälern der Herzöge von Burgund

Le Glorieux: Auch nicht die Hohen Herren? – Das ist das apokalyptische Feuer, von einem Kometen entzündet, der sich verirrte.
Chastellain: Du wirst der nächste Hahn sein, der nicht mehr kräht.
Commynes: Warum so erregt, lieber Freund. Das ist nicht Ihre Art.
Chastellain: Nein, das ist nicht die burgundische Art. Es ist das Alter. Man möchte nicht alles erleben, was man erleben muss, selbst als Historiograph.
Commynes: Sie zitterten noch mehr, wenn sich zu dem, was Sie sehen, noch das Wissen gesellt.
Chastellain: Was müsste ich wissen, was ich nicht sehe?
Commynes: Dass das, was Sie sehen, falsch ist.
Chastellain: Ich sehe das Feuer. Die Zerstörung einer Stadt. Lüttich ist das neue Karthago. (Pause.)
Ist der Herzog nicht ein Bewunderer Hannibals? Dann dürfte dies nicht geschehen.
Commynes: Er fühlt sich auch als Römer.
Chastellain: Wann wird er sich entscheiden, wer er selbst sein will? Ich fürchte, die Feste und Ritterspiele Philipps des Guten sind passé. Ich sehe einen Imperator vor mir. Aus Burgund wird ein Militärstaat.
Commynes: Vergessen Sie den König nicht.
Chastellain: Das ist die Frage. Wer von beiden ist der König? Beide tragen das burgundische Andreaskreuz.
Commynes: Das täuscht.
Chastellain: Sie sprechen wie der Narr.
Commynes: Nur. Ich weiß, was er nur ahnt.
Chastellain: Sie sprechen in Rätseln.
Commynes: Dann lösen Sie sie. Das gehört zum Geschäft des

Historiographen. – Nun denn: was sehen Sie? Starren Sie nicht ins Feuer, sehen Sie in die Zukunft.
Chastellain: Was ist die Zukunft?
Commynes: Das, was jung ist und wächst. Betrachten Sie den König und den Herzog. Das Gemeinsame an ihnen haben Sie schon entdeckt.
Chastellain: Das Andreaskreuz?
Commynes: Ist das nicht sonderbar? Der König ohne seine Lilien? Eine Reverenz an den Herzog? An seinen Vasallen? Der Herzog, der doch versprach, den Lehnseid zu leisten? Wenn Sie den Herzog und den König so betrachten, dann frage ich Sie: wird der Herzog den Eid leisten?
Chastellain: Sie meinen: so wie der König und der Herzog nebeneinander stehen? War das mit Bedacht gewählt?
Commynes: Seit' an Seit' ritten sie von Péronne nach Lüttich. Karl ließ seinen König nicht aus den Augen.
Chastellain (ironisch): Wie es einem Vasallen geziemt.
Commynes: Wohl einer Leibgarde.
Chastellain: Sie demonstrieren Einigkeit. Sie gelobten sich gegenseitige Treue und die Einhaltung des Friedenvertrags.
Commynes: Und ihre erste gemeinsame Befriedung ist die Verwandlung einer Stadt in einen Friedhof? Wurden Sie zum Friedensbankett geladen?
Chastellain: Grausamkeit dient der Abschreckung. Das ist kein Fest.
Commynes: Oh, Sie gewinnen Ihre Fassung zurück. Vielleicht sehen Sie dadurch klarer.
Chastellain (ungehalten): Wer hält wen zum Narren? – Was wissen Sie, was jeder wissen sollte? Der Narr traut sich nicht. Und Sie? Machen Sie mich jetzt zum Narren?
Commynes: Jede Zukunft hat eine Vergangenheit. Denken Sie

an Péronne zurück. Dort liegt der Schlüssel der Erkenntnis. Hier sehen Sie das Resultat und die Zukunft.
Chastellain: Sprechen Sie. Denn der Herzog will es. Sie sind sein engster Vertrauter.
Commynes: Der Herzog will, dass es alle sehen!
Chastellain: Die Täuschung, die Hinterlist, die Heimtücke des Königs. Das soll die ganze Welt erkennen? – Er, der Lüttich unterstützte, schon zu Zeiten Philipps des Guten und schon immer gegen Burgund aufwiegelte, muss nun erkennen, dass davon nichts übrig bleibt?
Commynes: Sie sind auf der falschen Fährte. Sie denken nur an die Vergangenheit. Denken Sie an die Gegenwart.
Chastellain: An den eigen Bund von König und Herzog, der sie zu den Mächtigsten im Abendland macht. – Sollte der Narr Recht haben?
Commynes: Sie sehen nicht das Gegenwärtige. Sie sehen in die goldene Zukunft. Eine vergoldete Zukunft. Aber: beginnt eine goldene Zukunft mit Zerstörung? Sie schließen die Augen vor dem, was Sie hilflos mit ansehen müssen.
Chastellain: Ich sehe die Veränderung. Was als fröhliche Jagdpartie begann, endet mit einer Exekution.
Commynes: Sie sehen die falschen Schwüre des Königs. Was für ein Souverän, der bei den heiligen Reliquien schwört, was er nicht hält. Treueide leistet, um sie im selben Augenblick zu brechen. Nicht nur im Fall von Lüttich.
Chastellain: Sondern?
Commynes: In Péronne schwört der König, dass er seinem Bruder die Champagne überlässt. Am selben Tag bietet er ihm das Herzogtum Guyenne an. Das ja viel schöner sei. Sie wissen, was das heißt!
Chastellain: Burgund hat keinen Zugriff auf die Champagne.

Damit ist unser Herzog geschwächt. Marias Hochzeit mit dem Bruder des Königs ist damit abgesagt. – Ist das alles? – Waffenlos kam Louis XI nach Péronne. In Freundschaft reichte er Karl die Hand. Was wurde daraus? Der König wurde Karls Gefangener. Der König wurde festgesetzt. Was sollte er tun? Mit allen Mitteln entwischen. Auch eine Treueschwur kann ein Mittel zur Flucht sein. – Nur, wenn Lüttich dafür bezahlen muss, dann hat Karl jedes Maß verloren!
Commynes: Sie irren. Selten handelte Karl so kaltblütig wie gerade jetzt. Der Weg von Péronne nach Lüttich ist ein Weg eiskalter Vernunft, nicht der Weg eines Tobsüchtigen.
Chastellain: Dann hat der Herzog sein Ziel erreicht?
Commynes: Vollständig. Nie war ein Sieg glorreicher.
Chastellain: Den ich jedoch nicht sehe, wie Sie es sich denken können. – Ich habe lange genug gerätselt. Legen Sie die Karten auf den Tisch. Sie waren dabei.
Commynes: Nun gut. Der König kam nach Péronne, um ein Bündnis zu schließen …
Chastellain (ungeduldig): Ja sicherlich. Und wurde Karls Gefangener.
Commynes: Sie hätten sich fragen müssen: zu welchem Zweck? Schließt man einfach so plötzlich ein Bündnis? Warum gerade jetzt? Warum nicht früher oder später? Es musste unbedingt jetzt sein, möglichst ohne lästige Verzögerung.
Chastellain: Das erregte Karls Verdacht?
Commynes: Und ob! – Sie dürfen nicht vergessen: der Dauphin Louis suchte einst Zuflucht bei seinen burgundischen Vettern. Karl wurde sein Freund und fiel auf Louis' Liebeswerben herein.
Chastellain: Ach, deshalb die Gefangensetzung des Königs in Péronne. Louis floh damals, um sein eigenes Süppchen zu kochen.
Commynes: Langsam erwacht Ihr Geist.

Chastellain: Der König wiegelt die Lütticher auf. Der Herzog zieht gen Lüttich.
Commynes: Der König folgt ihm mit seinem Heer und fällt ihm in den Rücken.
Chastellain: Das aufrührerische Lüttich vor sich …
Commynes: Dem der König zu Hilfe eilt, selbstverständlich im gehörigen Abstand zu Karl.
Chastellain: Das königliche Heer im Kreuz.
Commynes: Louis XI kam nach Péronne, um ein Bündnis zu schließen, um schließlich den Herzog von hinten zu erschlagen.
Chastellain: Das ist in der Tat heimtückisch. Das glaube ich nicht. Gibt es dafür Beweise?
Commynes: Warum hielt Louis XI seine Armee marschbereit, bevor er nach Péronne aufbrach? Er erfüllte alle Forderungen des Herzogs, ohne selbst welche zu stellen. Bedenken Sie: ein Herzog stellt Forderungen an seinen König und Lehnsherr und sie werden ihm ausnahmslos erfüllt!
Chastellain: Merkwürdig. Was hat ein Herzog zu fordern?
Commynes: Merkwürdig, nicht wahr? Das dachte sich ebenso der Herzog.
Chastellain: Und lässt sich auf das königliche Liebeswerben ein.
Commynes: Er schlägt den König mit seinen eigenen Waffen. Karl erweist sich als Meister der Verstellung.
Chastellain: Karl ringt Louis XI den Schwur ab, mit ihm Seite an Seite nach Lüttich zu ziehen, um in aller Öffentlichkeit zu beweisen, dass er mit den Aufrührern nichts zu tun hat. – Diesen Schwur hat der König gehalten, wie ich sehe.
Commynes: Verstehen Sie nicht? Es geht nicht nur um den königlichen Schwur. Sehen Sie es wirklich nicht? Das Andreaskreuz auf der königlichen Brust, da prangen keine königlichen Lilien.

Chastellain: Ach, das Andreaskreuz ist ein Brandzeichen. Jetzt fällt mirs wie Schuppen von den Augen. Der König wird als Geisel mitgeführt. Der König steht hier als Gefangener des Herzogs.
Commynes: Auf diese Weise kann die königliche Armee, die uns im Nacken sitzt, nicht zuschlagen. Das wäre der sichere Tod des Königs. – Drehen Sie sich um. Die Armee des Königs rührt sich nicht.
Chastellain: Ebenso der König. Der Hahn kräht nicht.
Commynes (lacht unsicher): Das würde ihm der Herzog auch nicht geraten haben. (Der Hofnarr nähert sich wieder Commynes und Chastellain.)
Le Glorieux: Hört Ihr nicht die Musik. Hört niemand die Musik. Ist sie nur in meinen Ohren. Ist sie nur in meinem Kopf: „Denn alles Fleisch es ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blumen. Das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen. Alles Fleisch es ist wie Gras. Das Gras ist verdorret, verdorret das Gras.“ – Das ist nicht mehr die burgundische Hofkapelle. Hört es denn niemand. Das Gras. Alles verdorrt. Alles verflucht. (Wirft sich auf den Boden, trommelt mit den Fäusten. Chastellain und Commynes wenden sich angewidert von ihm ab, gehen ein paar Schritte.)
Chastellain: Jetzt sehe ich die Gegenwart. Die Liebe zwischen König und Herzog ist eine Vergewaltigung.
Commynes: Das ist die Lust der diamantenen Vernunft.
Chastellain: Die Rache wird furchtbar sein. Das wird der König dem Herzog nie verzeihen. Nun erkenne ich die Zukunft.
Commynes: Todfeindschaft.
Chastellain: Wer wen vernichtet? Das möchte ich nicht wissen. Lüttich ist der erste und der letzte Akt.
Commynes: Nur für Sie.



Pleurant von den Grabmälern der Herzöge von Burgund

13. Szene

1454, 20. Januar, Lille
Vorbereitungskomitee zum Fasanenfest am 17. Februar 1454

Antoine de Croy, Erster Kammerherr Philipps des Guten
Baudoin de Lannoy, Kammerherr Philipps des Guten
Nicolas Rolin, Kanzler Philipps des Guten
Olivier de la Marche, Zeremonienmeister zur Zeit Philipps des Guten, später Brotmeister am Hofe Karls des Kühnen und Hofchronist
Jean Baudault, Knappe

Marche: Werden wir die Ansprüchen des Herzogs einlösen?
Rolin: Am Geld soll es nicht fehlen.
Baudault: Der Papst darf nicht verärgert werden.
Lannoy: Wir huldigen unserer burgundischen Tradition. Nicht dem Papst. Das Schisma, die babylonische Gefangenschaft in Avignon. Der Papst ist keine feste Burg. Gar, wenn es gleichzeitig mehrere gibt.
Croy: Vergessen Sie die Kaiserkrönung Karls des Großen nicht.
Marche: Ein Hausmeier wird Kaiser und schickt den letzten Merowinger ins Kloster.
Rolin: Gehen wir soweit zurück?
Lannoy: Viel weiter.
Rolin: Bis Karl Martell?
Baudault: Wir haben unseren zukünftigen Karl Martell in unseren Reihen, unseren Karl von Charolais.
Rolin: Noch ist es nicht soweit, nicht wahr Erster Kammerherr?
Croy: Was wollen Sie damit andeuten? Ich bin Pate des künftigen Großherzogs.

Rolin: Das wird die Geschichte zeigen.
Lannoy: Sollten die Vorbereitungen, Anlass sein, gegenseitige Aversionen auszutragen, dann beliebe ich, mich zu entfernen.
Marche: Der Standesunterschied ist offensichtlich. Unsere Kammerherrn und unser Kanzler legen Wert darauf.
Croy: Schweigen Sie. Ihr jugendliches Alter mag das entschuldigen. Wir sind Ordensmitglieder des Goldenen Vlies, nicht unser Kanzler.
Lannoy: Wir dienen alle in gleicherweise unserem Hohen Herrn. Es war Gottes Wille, dass jeder von uns ein Amt am Hofe erhielt. Es ist unser Dienst, dem burgundischen Hof den Glanz zu verleihen, der angemessen ist, damit er sich den Pflichten gewachsen zeigt, die Gott dem Großherzog auferlegt. Byzanz geht unter und die Herren zanken sich wie die Kesselflicker.
Rolin: Ich habe meine Herkunft nie verleugnet, im Gegensatz zur Familie de Croy.
Croy: Wir waren schon immer von Adel. Das (Er deutet auf seine Kette des Goldenen Vlies.) wird uns ewig trennen. Nicht das Adelsprädikat.
Lannoy: Genug. (Schweigen.)
Baudault: Der Kreuzzug wird den Herzog zum König machen. Er wird König der Könige sein, nicht König unter Königen. Was Johann ohne Furcht in Nikoplis misslang, das gelingt dem Sohn und Karl wird es vollenden. Nie wird Burgund glänzender, prunkvoller, reicher sein. Dies verdanken wir unserem Herzog. Namur, Brabant, Hennegau, Holland, Zeeland, Friesland. Weder Vasall des französischen Königs noch des römischen Kaisers. Er trotzt beiden. Er wird die Ungläubigen überwinden. Ein neuer Gottfried von Bouillon, ein neuer Beschützer des Heiligen Grabes ist erschienen. Deshalb wird Burgund groß und mächtig. Das ist Gottes Heilsplan.



Johann ohne Furcht, Herzog von Burgund

Croy (ironisch): Einen natürlichen Sohn namens Baudouin, der Gottfried als Beschützer nachfolgte, hat unser Herzog ja schon.
Rolin: Übertreiben Sie nicht. Mein Kammerherr de Croy aus der Pikardie.
Lannoy (genervt): Haben wir nicht eine Pflicht zu erfüllen? Was haben wir zu tun? Wir haben keine Königskrönung vorzubereiten. Wir haben ein Fest zu organisieren. Alles Weitere überlassen wir den gekrönten Häuptern. Was haben wir bisher vorzuweisen?
(Lannoy wendet sich an de la Marche.)
Marche: Das Fest hat drei Akte. Wir übernehmen den dritten Akt, der alles überstrahlt. Das versteht sich von selbst.
Croy: Wer bestreitet die ersten Teile?
Baudault: Der Neffe des Herzogs, Johann von Kleve.
Lannoy: Weiß man Näheres?
Baudault: Er thematisiert seine Abkunft. In einem Boot, von einem Schwan gezogen, fährt der Schwanenritter den Rhein hinab. So hört man.
Lannoy: Graf de Estampes, der Vetter des Herzogs Johann übernimmt den zweiten Akt. Dort erfolgt die Übergabe des Festkranzes an unseren Herzog. Gibt es daüber Neuigkeiten?
Baudault: Man schweigt sich aus. Eine Fürstin der Freude wird den Herzog krönen. Munkelt man.
Rolin (brummt): Doch eine Krönung. Ist das klug?
Croy: Wenn es durch eine wahre Fürstin geschieht, kann sich niemand daran stören.
Lannoy: Dann erscheinen wir auf dem Turnierplatz.
Die üblichen Tjoste und Lanzenstechereien, die dem Bankett vorausgehen, verdienen nicht unsere Aufmerksamkeit.
Marche: Entscheidend ist unser Programm. Aus dem Programm folgt der Ablauf.
Baudault: Sie meinen die Zeremonie. Ich sehe Kerzen und

Fackeln, Gold und Silber, Samt und Seide. Heiter und beschwingt. Das Ganze überstrahlt von unserer Hofkapelle. Die ganze Welt wird leuchtende Augen bekommen.
Rolin: Schon wieder überstrahlt. Wir sollten auf das Programm zurückkommen, nicht darauf, wie die Gäste zum Staunen gebracht werden. Die Welt blickt auf den burgundischen Hof. Darauf sollten wir unser Augenmerk richten, nicht auf das Überstrahlen, auf Glanz und falschen Schein.
Croy: War das bisher nicht der Fall?
Rolin: Das ist unsere zukünftige Aufgabe.
Baudault: Sind Glanz und Prunk nicht ausreichend?
Rolin: Wenn sie hohl und leer sind, dann nicht.
Lannoy: Selbstverständlich nur auf den Prunk bezogen.
Rolin: Selbstverständlich.
Baudault: Der Herzog hat den Orden vom Goldenen Vlies gegründet, damit hat er aller Welt gezeigt, …
Lannoy: Ordensgründungen sind zurzeit Mode.
Orden kommen und gehen.
Baudault: Dieser nicht. Das schwöre ich.
Marche (unterbricht genervt): Höhepunkt des Festes ist das Gelöbnis unseres Herzogs. Da habe ich mir überlegt: ein Sarazene führt einen Elefanten vor den Herzog. Auf dem Elefanten ein Turm als Symbol des Glaubens. Im Turm sitzt eine weibliche Gestalt, ganz in Weiß. Sie ist im Turm eingesperrt. Sie symbolisiert die Heilige Kirche. Die Kirche wendet sich wehklagend an den Herzog. Sie spricht ungefähr folgendes: „Mein Herzog, Du, Herr im Burgunderland / Der Gläubiger Bruder, Sohn der Kirche Du, / Reich mir in meiner Not die Retterhand / Grab tief ins Herz Dir meine Schmach und Schand, / Die Leiden, die mich quälen ohne Ruh!“
Croy (unterbricht): Sie dürfen die Edelleute nicht vergessen und



Philipp der Gute, Herzog von Burgund

uns – die Ritter vom Goldenen Vlies. Nicht nur der Herzog ist wichtig, wir alle …
Marche: Auch daran habe ich gedacht. Deshalb wendet sich die Heilige Kirche an Sie: „Und Ritter, Ihr vom Goldenen Vlies, entflammt / Euch für den Dienst, der göttlich ist und rein! / Ihr andern auch, ich ruf Euch allesamt, / Die ihr aus edelem Geblüte stammt / Setzt Eure Kraft für Ruhm und Ehre ein."
Rolin: Wer soll das vortragen?
Lannoy: Das ist momentan nicht wirklich von Interesse.
Croy: Das erledigen wir sofort. Der Dichter selbst spielt die Heilige Kirche, unser Herr de la Marche. Dann kann er noch an seinen Reimen feilen.
Marche: Eine solche Rolle übernehme ich gern.
Baudault: Das hat er von vornherein geplant. So ein Intrigant.
Lannoy: Gut. Den Kern hätten wir. Wie geht es weiter. Das haben Sie bestimmt auch schon im Kopf.
Marche: Dann beginnt der Cour d'honneur der Edelleute und Edeldamen, der Wappenkönige und Wappenherolde.
Croy: Den Wappenkönig vom Goldenen Vlies nicht vergessen!
Marche: Eben jener wird an den Herzog herantreten, ihm den Pfau darbringen. Daraufhin wird der Herzog das Gelöbnis ablegen.
Lannoy: Halt, halt! Pfau? Was für ein Pfau?
Marche: Traditionell wird ein Pfau hereingetragen, der zerlegt und verteilt wird.
Lannoy: Bedenken Sie, das Essen ist beinahe zu Ende.
Croy: Es ist völlig ausgeschlossen, dass der Herzog Hand an einen Braten legt. Das widerspricht dem Hofzeremoniell. Dafür haben wir unsere Vorschneider. Furchtbar.
Lannoy: Ja, das ist unmöglich. Ich vergaß.
Rolin: Für Sie steht die Tradition im Vordergrund. Die Tradition verlangt einen Pfau. Eindeutig.

Croy: Das kann ich nicht zulassen. Das ist ein Bruch des Zeremoniells. Das ist ein Skandal.
Rolin: Sie meinen, das würde Sie den Kopf kosten?
Croy: Das wäre nicht schlimm. Wird das Zeremoniell nicht eingehalten, bedeutet das Unglück für das Herzogtum. Das Chaos bricht aus.
Rolin: Das ist Aberglaube.
Croy: Sind Sie nicht auch abergläubisch?
Lannoy: Wir haben ein Problem. Der Pfau muss weg.
Baudault: Wie wäre es mit einem Fasan?
Croy: Aber nicht gebraten.
Lannoy: Also gut, einen lebenden Fasan.
Marche: Dann überreicht der Herzog sein Gelöbnis mit den Worten: „Ich gelobe Gott, meinem Schöpfer, der glorreichen Jungfrau Maria, den Damen und dem Fasan, dass ich tun und ausführen werde, was ich schriftlich niederlege."
Lannoy: Also, auf den ausgestopften goldenen Schwan des Herzogs von Kleve folgt ein lebendiges Federvieh.
Croy: Mein Gott. Sind Sie von allen guten Geistern verlassen. Dieser Frevel!
Lannoy: Frevel? Was für ein Frevel? Gegenüber wem?
Croy: Gegenüber dem Herzog natürlich! Dass Sie das nicht bemerkten, Herr von Lannoy, Sie ein Mann von Adel und Ordensritter.
Lannoy: Was hat das damit zu tun? Ich habe gegenüber dem Herzog meine Pflichten zu erfüllen. Wo ist da der Frevel?
Rolin: Herr von Lannoy ist viel herumgekommen. Er kennt vielerlei Sitten und Gebräuche, die uns fremd erscheinen. Deshalb verliert er das Gespür für das burgundische Hofzeremoniell.
Lannoy: Worauf zielen Sie ab? Haben Sie eine Antwort, Herr von Marche? Sie müssen es ja wissen.

Croy: Unser Dichter ist zu jung und zu sehr in seine Rolle verliebt. – Aber, Sie Herr Kanzler, was meinen Sie?
Rolin: Ich stehe auf der anderen Seite des Zeremoniells. Ich bin nur ein tumber Verwalter.
Croy: Nun denn. Wenn es auf diese Weise stattfindet, was geschieht dann? Sehen Sie nicht: Herr von Marche spielt die Kirche. Die Kirche tritt vor den Herzog. Und der Herzog antwortet. Sehen Sie nicht, dass Sie den Herzog zum Schauspieler machen. Er ist nicht mehr der Herzog, sondern der Herzog spielt den Herzog. Was bedeutet das, vor allem hinsichtlich des Gelöbnisses?
Rolin: Das Gelöbnis ist nicht echt. Es ist Teil des Spiels.
Also Theatertext.
Croy: Die Ernsthaftigkeit wird bezweifelt. Das Ganze ist nur Theater.
Baudault: Ach deshalb wird der Pfau zerlegt und sein Fleisch verteilt. Damit jeder weiß, das ist kein Spiel.
Lannoy: Damit ist zugleich das Problem gelöst, ohne dass wir daran gedacht haben. Die Tatsache, dass der Fasan noch lebt und nicht ausgestopft ist, zeigt allen, dass nun das Spiel kein Theater mehr ist. Damit hätten wirs.
Rolin: Das ist Haarspalterei. Die Festgäste nehmen die Speisen auch nicht als Schauspeisen ein. Sie greifen zu und stopfen sich voll. Und nicht zum Schein.
Lannoy: Das interessiert mich alles nicht. Dieser Punkt ist erledigt. Mir kommt es auf den Überblick an. Es muss ein Vorher und ein Nachher geben.
Marche: Sonst gibt es keinen Höhepunkt.
Baudault: Richtig, etwas vorher und etwas danach.
Lannoy: Das Vorher, das ist das Schwierigste.
Marche: Das Vorher bestimmt das Nachfolgende.

Rolin: Oder auch nicht. Das kommt darauf an.
Lannoy: Es kommt darauf an. Sehr richtig. Aber, auf was kommt es an?
Croy: Auf die Zeremonie kommt es an.
Lannoy: Was gibt sie vor? Herr von Marche? Sie schweigen?
Baudault: Er ist bei seinen Reimen, bei seinen Elefanten.
Lannoy: Und Sie, Herr Kammerherr?
Croy: Ich habe auf das Zeremoniell zu achten.
Lannoy: Wir können den Herzog nicht enttäuschen. Er erwartet viel von uns.
Rolin: Dann müssen wir uns fragen, was erwartet wird? Außer Gold und Glanz, Kerzen und Fackeln?
Lannoy: Die Zeit drängt. Ich kann den Herzog nicht um Verzeihung bitten. (Langes Schweigen.)
Rolin: Als Verwalter würde ich fragen, was machen die Anderen?
Marche: Was die Anderen tun, das machen auch wir?
Rolin: Nur besser.
Croy: So haben Sie Ihre Verwaltung eingerichtet?
Rolin: Sehr richtig. Die Franzosen waren mein Vorbild. Warum nicht?
Lannoy: Was tun die Anderen, was wir nicht machen?
Baudault: Was macht der Herzog von Kleve? – Er verwandelt sich in einen Schwanenritter.
Lannoy: Das übernehmen wir.
Croy: Das ist nicht Ihr Ernst? Soll sich der Herzog als Jean le Bon verkleiden? Das ist nicht Ihr Ernst!
Lannoy: Sie haben keinen Vorschlag gemacht. Sie alle nicht.
Rolin: Ihr Vorschlag ist gar nicht so von der Hand zu weisen. Man muss nur das Haus Valois übergehen. Kein Valois, kein französischer König, nicht einmal ein Kapetinger. Dadurch würde der Herzog indirekt Ansprüche auf den französischen



Baudoin de Lannoy, Kammerherr Philipps des Guten

Thron anmelden. Das überlassen wir den Engländern. Wir beziehen uns auf eine Person, die unstrittig ist. Sie hat alles zu überragen und ein Vorbild für uns alle zu sein. Haben Sie eine Vorstellung, Herr von Marche?
Marche: Denken Sie an Alexander oder an Cäsar.
Lannoy: Cäsar wurde erdolcht und wenn wir Alexander auswählen, wird der Kreuzzug als Eroberungskrieg gedeutet werden.
Marche: Bleibt die Mythologie. Mythologische Helden sind unbedenklich.
Croy: Ein mythischer Held, ein Heide als christlicher Befreier? Unmöglich.
Rolin: Jeder christliche Blutzeuge hat einen heidnischen Vorgänger. Denken Sie an Aristoteles und Platon. Hat sie die Kirche verdammt?
Lannoy: Wäre käme in Frage?
Marche: Nun, es gibt nur den einen! Herkules!
Baudault: Der Tugendheld.
Marche: Als Tugendheld. Darauf kann sich jeder berufen.
Rolin: Es gibt keinen Besseren. Immerhin wurde er in den Götterhimmel aufgenommen.
Croy: Wenn es mit Herkules anfängt, dann muss das Goldene Vlies gleichwertig in den Vordergrund rücken.
Rolin: Sie meinen, dann wollen Sie Ihren ersten Platz behaupten.
Croy: Den angemessenen Platz.
Marche: Somit haben wir die Lösung. Zu Beginn Herkules. Unser Tugendheld nahm immerhin bei seiner Ausfahrt nach Spanien in Burgund Aufenthalt.
Rolin: Herkules als Ahnherr der Könige von Burgund?
Lannoy: Warum nicht? Zuerst Herkules und weiter?
Croy: Das Goldene Vlies!
Rolin: Also Gideon.

Marche: Gideon? Das passt nicht. Wenn, dann Jason. Das passt.
Lannoy: Bedenklich. Das ist sehr bedenklich.
Rolin: Wenn Sie den biblischen Helden Gideon neben Herkules stellen, dann haben wir einen sehr blassen Helden. – Allerdings, der heilige Andreas als Märtyrer kommt dabei noch schlechter weg. Könnte ich mir vorstellen.
Lannoy: Dann Jason.
Marche: Die Abenteuer des Jason. Ein Schauspiel in mehreren Akten. Wunderbar. Jason und Stiere, Jason und der Drache, Jason und die Drachenzähne, Jason und das Goldene …
Lannoy: Zwei Schauspiele hintereinander? Das ermüdet. Das überfordert unsere Gäste.
Rolin: Uns fehlt die Zeit dafür. Es ist ja nur als Vorher, als Aperitif gedacht.
Baudault: Herkules oder Jason?
Croy: Selbstverständlich Jason und das Goldene Vlies.
Rolin: Mit der Folge, dass Herkules, der Ahnherr der Burgunder unterschlagen wird. Der Ahnherr zugunsten des Abenteurers.
Marche: Ein Vorschlag zur Güte. Ich schreibe ein Schauspiel, in dem Herkules und Jason zusammen auftreten.
Croy: Das geht noch weniger.
Rolin: Bedenken Sie, die Taten des Herkules als Bühnenspiel könnten lächerlich wirken. Dann wäre alles verloren.
Lannoy: Sehr gut. Jason und das Goldene Vlies als Stück.
Baudault: Das muss dann besonders farbenprächtig sein.
Lannoy: Erster Kammerherr, sind Sie damit zufrieden?
Croy: Voll und ganz.
Lannoy: Was machen wir mit Herkules?
Rolin: Die Lösung liegt nahe. Unsere Teppichwirker dürfen zeigen, was sie können. Die Taten unseres Ahnherrn werden in den Wandteppichen geschildert. Das macht Eindruck.

Croy: Der Herr Kanzler denkt immer nur ans Geld.
Rolin: Einer muss es tun. – Die Teppichwirker bekommen etwas zu arbeiten. Wir zeigen, was das burgundische Gewerbe zu leisten imstande ist.
Lannoy (atmet durch): Ausgezeichnet. Das war der Appetitanreger. Nun das Nachher.
Baudault: Das wird der Religion reserviert. Zwangsläufig. Nach dem Gelöbnis des Herzogs gibt es ein „Ite missa est".
Lannoy: Was bedeutet das? Brauchen wir einen Priester?
Marche: Wir kehren den Auszug um. Wir gestalten ihn als Einzug.
Baudault: Der Einzug der Ritter und Edelfräulein.
Rolin: Der klugen Jungfrauen. Zwölf an der Zahl.
Lannoy: Das wäre das Finale. Was erflehen wir von Gott. Zum Schluss?
Marche: Seine Gnade. – Es schreiten „Gottes Gnade" und die „zwölf Tugenden" vor den Herzog.
Croy: Zwölf Tugenden?
Lannoy: Herr von Marche wird schon zwölf Jungfrauen irgendwo auftreiben. Die „Gnade Gottes" will er selbst übernehmen, nehme ich an.
Croy: Ich meine nicht zwölf Jungfrauen, sondern die zwölf Tugenden.
Rolin: Was ist mit der „Gnade Gottes"? Sehr heikel, sehr heikel.
Lannoy: Ach was. Wir vereinfachen das Ganze. Die zwölf Damen symbolisieren alle zusammen die Gnade Gottes. Und wenn wir schon dabei sind. Weil niemand die zwölf Tugenden kennt, tragen die Damen ein Halsband mit entsprechender Aufschrift, (Lacht.) kurz, ein Halsaurisium. Das wird Herr von Marche übernehmen. – Das zum Nachher. Zwischen Vorher, Höhepunkt und Nacher die üblichen Zwischenspiele, wie es das Wort schon

andeutet, Szenen und Sinnbilder, mit Pauken und Trompeten, wie es sich ein Knappe wünscht. – Meine Herren, ich verlasse mich auf Sie. Hiermit schließe ich den Festausschuss. – Vergessen Sie nicht: Die Krönung des Festes ist das Gelöbnis. Es ist die Manifestation für die ganze Welt. Vor allem als Botschaft an die Könige links und rechts des Herzogs. Unser Hoher Herr, der Großherzog Philipp der Gute ist kein Vasall. Er hat nur einen Lehnsherrn. Er ist Herzog durch Gottes Gnade.
Croy: Par la Grâce de Dieu, Philipp der Gute ist unmittelbar von Gott eingesetzt.
Rolin (grummelt vor sich hin): Auf diese Weise wird Tradition gestiftet? Wir haben nun einen mythischen Ursprung und eine christliche Zukunft.
Baudault: Konstantinopel wird unser sein. Ein Tusch auf das Fasanenfest.
Rolin (grummelt weiter vor sich hin): Der Papst hat den März 1456 als Termin gesetzt. Bis dahin kann noch viel passieren. Muss viel passieren. Wer baut die Schiffe, wer gießt die Kanonen, wer stellt die Soldaten? Wer bezahlt? Noch höhere Zölle, ständige Steuern müssen eingeführt werden. Die Kirche ist zu besteuern. Die Kirche heimst nur ein, rückt nichts raus, das kann so nicht weitergehen. – Die Stände können rechtlich nur für den Kreuzzug selbst herangezogen werden. – Das überlasse ich der Croy-Lannoy-Clique. Sie wollen mich verderben. Ich werde mich auf dem schnellsten Weg nach Beaune begeben. Nichts wie weg.



Burgundisches Wappen mit Feuerstahl und Feuerstein

14. Szene

1468, 30. April, Brügge
Im Hôtel des Ordenskanzlers des Goldenen Vlies und Bischofs von Tournai, Guillaume Fillastre.

Antoine de Croy, Graf von Porcien,
Erster Kammerherr Philipps des Guten
Jean de Croy, Graf von Chimay, Bruder von Antoine de Croy,
Grand Bailli von Hennegau
Jean de Lannoy, Neffe von Antoine und Jean de Croy,
Statthalter von Holland, Seeland, Friesland,
Gouverneur von Lille, Douai, Orchies
Schreiber vom Orden des Goldenen Vlies
Zwei Zeremonialtrompeter
Vier Persevanten
Zwei Herolde

Lannoy: Werden wir die Corrections überstehen? Warum müssen wir peinlich befragt werden?
Jean de Croy: Wir müssen.
Antoine de Croy: Wir werden. Ich, Erster Kammerherr gehöre zu den Gründungsmitgliedern des Ordens. Hier geschehen in Brügge im Jahre 1430 unter unserem guten Herzog Philipp. Brügge kann nicht den Fall unserer Familie bedeuten. Wehe Brügge, du wirst untergehen.
Jean de Croy: Wir waren Erste Kammerherrn. Brügge kann uns nicht helfen. Das ist allein eine Angelegenheit des Ordens.
Lannoy: Ist dieses Hôtel des Ordenkanzlers unser Gefängnis?
Antoine de Croy: Wir werden ferngehalten. Wir dürfen weder die Messe besuchen noch am Ordenskapitel teilnehmen.

Das ist außerhalb der Ordnung. Nach den Corrections muss das Ordensmitglied nur den Saal verlassen. Um für Lob und Tadel zur Verfügung zu stehen. So sehen es die Statuten vor.
Lannoy: Was wirft uns der Ordenssouverän vor?
Jean de Croy: Ehebruch, Verschwendung und Wortbruch wohl nicht. Das wurde für Antoine, den großen Bâtard von Burgund reserviert. Seht aus dem Fenster. Die Ordensprozession. Was für eine Aufführung.
Lannoy: Und wir nicht dabei.
Jean de Croy: Welchen Rang würdest Du einnehmen? Vorneweg, an der Spitze mit dem Hof, dem Maître d'Hôtel, den Kammerherrn, den Persevanten, Herolden und Wappenkönigen. Oder in der Nähe des Ersten Souveräns?
Lannoy: Das würde unser Karl von Charolais nicht ertragen.
Ich wäre gern der Wappenkönig Toison d'or, auf dem Pferd.
Ich wünschte, die Prozession anzuführen. Hinter mir der Ordenskanzler, der Schreiber und der Schatzmeister. Dann erst kämst Du Jean, als einer der Jüngsten, neben Dir Philipp Pot, der Herr von la Roche-Nolay.
Jean de Croy: Ich erinnere mich an das Fasanenfest. Pot legte den Eid ab, dass er seinen Arm nicht bedecken und auch dienstags nichts essen werde, bis er einen Sarazenen besiegt habe.
Antoine de Croy: Davon will er heute nichts mehr wissen, unser Marschall von Burgund.
Jean de Croy: Er steigt, wir fallen.
Antoine de Croy: Ich stellte mich am liebsten zu den Gesandten. Exakt, als Gesandter des Königs von Schottland. Das gefiele mir.
Jean de Croy: Weil Schottland so weit weg ist?
Antoine de Croy: Nein, weil ich dann nur die Rückseite unseres großen Herzogs Karl sehen müsste. Vor mir gingen die päpstlichen Gesandten. Die Gesandten der Könige von Aragon, Neapel



Grabmal des Philipp Pot

und Sizilien. Dann käme ich. Allerdings noch vor den herzoglichen aus Kalabrien, der Bretagne und Guyenne. Wichtig ist, bei allem, was geschieht: immer hinterm Herzog bleiben.
Lannoy: Das würde nicht des Herzogs Zorn erregen.
Antoine de Croy: Denn wir haben ja den bösen Blick. Wir verfolgen ihn mit unserer schwarzen Kunst.
Lannoy (lacht): Dabei vereinen wir alle drei Tugenden des Goldenen Vlies. Den Großmut Jasons, die Klugheit Jakobs und den Gerechtigkeitssinn Gideons. Wie sie unser Bischof und Ordenskanzler Fillastre definiert.
Jean de Croy: Wir sind nicht nur Ordensmitglieder. (Spöttisch.) Wir sind Ordensgeistliche. Wer könnte uns zu Fall bringen?
Antoine de Croy: Der Ordenssouverän Karl will uns nicht einmal zur Correction zulassen. Wir haben keine Chance, Rede und Antwort zu stehen.
Lannoy: Widerspricht das nicht den Ordensregeln?
Antoine de Croy: Wer wollte Widerspruch einlegen? Für uns – gegen die neue Herrschaft?
Lannoy: Er will uns vertreiben.
Antoine de Croy: Das hat er schon. Sind wir denn anwesend? Wir sind nicht einmal zum Münz- und Kerzenopfer zugelassen. Was für eine Schmach!
Lannoy: Das habe ich erledigt. Unser Baudouin hat den Ordenskanzler dazu veranlasst. Das können sie nicht verbieten.
Antoine de Croy: Der Herzog statuiert ein Exempel.
Jean de Croy: Als Warnung an die Mitglieder. Er braucht absolute Gefolgschaft.
Lannoy: Haben wir sie verweigert? Diese Ungewissheit, dieses Warten.
Antoine de Croy: Das wird heute länger dauern.
Lannoy: Je feierlicher umso länger. Das ist Brügge. Habt ihr nicht

die Triumphbögen, die Kastelle, die Tempel, all die Obelisken und Freudenfeuer bewundert? Das ist ein richtiges Volks- und Ritterfest.

Antoine de Croy: Es wird sich hinauszögern. Vielleicht Tage, vielleicht Wochen. Wegen eines Abwesenden, des Abwesenden!

Jean de Croy: Du meinst Johann von Burgund?

Lannoy: Er ist doch nicht abwesend. Er ist in Tours, bei Louis XI.

Antoine de Croy: Er hat von fern per Brief seinen Austritt erklärt und seine Ordenskette gleich mitgeschickt.

Lannoy: Das ist nicht wahr. Der Graf von Nevers. Der Vetter des Herzogs?

Antoine de Croy: Jawohl, eben derselbe, ein Abkömmling der Valois. – Du verstehst?

Jean de Croy (bestürzt): Karl wird es nicht wagen. – Das die erste Handlung als Ordenssouverän.

Antoine de Croy: Bestimmt. Es ist alles sorgfältig vorbereitet. Am 8. Mai soll es geschehen.

Lannoy: Falls er zur Anhörung nicht erscheint.

Jean de Croy: Er blieb bei Louis XI.

Antoine de Croy: Der König lässt ihn nicht ziehen. Das brachte Karl zur Raserei.

Jean de Croy: Das war eine gute Vorsichtsmaßnahme.

Antoine de Croy: Ihm kann nichts geschehen.

Lannoy: Aber uns. Was wird geschehen?

Antoine de Croy: Man wird sein Wappen von der Wand reißen und zertrümmern. Es wird durch einen schwarzen Schild ersetzt.

Jean de Croy: Welches Verbrechen hat er begangen? Die Rückgabe der Ordenskette kann nicht der Grund sein.

Lannoy: Es gibt keinen Austritt aus dem Orden. Man wird ausgestoßen.

Jean de Croy: Was für eine Schande für Karl.

Lannoy: Dafür hält er sich an uns schadlos.
Jean de Croy: Was sind die Anklagepunkte?
Antoine de Croy: Ich kann nur ausschließen, dass es die schwarze Magie ist. Das ist die offizielle Begründung, die für Herzog Johann Valois in Anspruch genommen wird.
Lannoy: Das wird bei uns nicht der Fall sein. Wir sind keine Herzöge.
Jean de Croy: Der Standesunterschied muss gewahrt bleiben.
Antoine de Croy: Wählt. Viel bleibt nicht. Es muss ein standesgemäßer Verstoß vorliegen.
Lannoy: Wenn es nur Verstöße gegen die Ordensregel wären? Was solls. Wir werden gerügt. Wir tun Buße. – Warum sehen wir schwarz? Sind unsere Befürchtungen nicht übertrieben? Er lässt uns schmoren. Das ist alles.
Antoine de Croy: Das ist nicht übertrieben. Unsere Familie, die Familie Croy, wird an den Pranger gestellt. Das ist ein einmaliger Vorgang. Ich, der Erste Kammerherr …
Lannoy: Des Herzogs Philipp. Philipp ist nun nicht mehr.
Jean de Croy: Mit Philipp sollen auch wir verschwinden.
Lannoy: Dann gibt es nur eins, Flucht.
Jean de Croy: Flucht? Das wäre im Sinne Karls. Nichts wäre ihm lieber.
Lannoy: Wir begeben uns an den Hof von Louis XI. Wir folgen dem Beispiel Herzog Johanns.
Antoine de Croy: Das wäre der Beweis, dessen, was er sucht.
Lannoy: Unser Vergehen? Ich wüsste nicht welches? Ich diene ihm treu und ergeben.
Jean de Croy: Ginge es nur um Treue und Ergebenheit? Nichts wäre einfacher zu beweisen.
Lannoy: Bis in den Tod.
Antoine de Croy: Deshalb ist Flucht ausgeschlossen. Wohin auch?

Lannoy: Zu Louis XI.
Antoine de Croy: Louis XI hat uns fallengelassen. Johann von Burgund ist an seinem Hof. Das reicht ihm völlig.
Lannoy: Wir leisten ihm den Treueid.
Jean de Croy (bekräftigt): Und treten in seinen Michaelsorden ein.
Antoine de Croy: Was haben wir ihm zu bieten?
Lannoy: Wir sind aus der Pikardie, nicht aus Kleve oder Geldern.
Antoine de Croy: Nur, wir haben unsere pikardischen Besitz nicht mehr. Darauf sitzt der Herr von Charolais.
Lannoy: Also betrifft es unseren Besitz, es geht nicht um Regelverstöße?
Jean de Croy: Kannst Du dich an das lebende Bild beim Fasanenfest erinnern, Antoine?
Antoine de Croy: Du meinst jenes, wo ein Bauer einen Hund prügelt und im Hintergrund schaut ein Löwe zu?
Lannoy: Man schlägt den Hund und meint den Löwen.
Antoine de Croy: Dann ist der Herzog nicht der burgundische Löwe, sondern der Bauer.
Jean de Croy: Das weiß er leider nicht.
Antoine de Croy: Es ist Zeit, eine alte Rechnung zu begleichen. Karl will sich an uns rächen.
Lannoy: Rache? Ist das die höchste Ordenstugend? Das als Ordenssouverän? Kann ihm niemand Einhalt gebieten. Nicht der Ordenskanzler Bischof Fillastre? Vielleicht sein Stiefbruder Antoine. Er ist immer in seiner Nähe.
Antoine de Croy: Antoine? Antoine muss sich ducken. Ehebruch, Wortbruch, Verschwendung. Das ist für einen Ordensritter nicht wenig. Nein, nein, Karls Rache ist gut vorbereitet.
Jean de Croy: Genügt es nicht, uns einfach von der Hofliste zu streichen?
Antoine de Croy: Nicht seiner Rache. Er hat es nicht vergessen.

Lannoy: Was haben wir mit dem Streit mit seinem Vater zu tun? Das ist über zehn Jahre her.
Jean de Croy: Ja, wenn der Vater zu seinem Sohn sagt: „Mit kommt es zu, zu erhöhen und zu erniedrigen.“ Und Karl antwortet: „Die Verordnung gilt. Deshalb wird der Herr von Croy nicht Kammerdiener.“ – So holt er das nach, was ihm einst misslang. Er setzt die Verordnung durch.
Antoine de Croy: Ich kam einst zwischen Vater und Sohn wie Ochs und Esel in den Stall.
Lannoy: Wenn Karl auf die Verordnung pocht. Dann pochen wir auf die Ordensregel. Wir verlangen eine Anhörung.
Jean de Croy: Das kann er nicht zulassen. Er müsste sich den Regeln unterwerfen. Das ist zu verhindern.
Antoine de Croy: Der Herzog fühlt sich von uns umzingelt. Erst die Kammerdienersache, dann die Affäre unseres Vetters Rubempré der, von Louis XI geschickt, ihm anscheinend ans Leder wollte.
Lannoy: Lieber Onkel. Der Stern der Croys sank schon unter unserem Herzog Philipp.
Antoine de Croy: Wir sind zwischen die Fronten geraten. Fronten, die ich verhindern wollte.
Lannoy: Das haben wir teuer bezahlt. (Hoffnungsfroh.): Wenn sich der König mit dem Herzog versöhnt, wird unser Stern wieder leuchten.
Antoine de Croy: Die Versöhnung verhindert der Herzog.
Lannoy: Was ist an einer Vermittlung schlecht?
Jean de Croy: Das meinten wir auch.
Antoine de Croy: Die hohen Herren hatten uns im Verdacht, wir ständen im Dienst des Königs Louis XI, um Burgund zu vernichten.
Lannoy: Sie meinten, der König hätte uns bestochen?

Antoine de Croy: Was heißt bestochen? Wir stammen aus der Pikardie. Nur Landadlige am glänzenden Hof Burgunds. Hatten wir eine Wahl? – Der Herzog Philipp umwarb uns. Wir verließen unsere Güter. Er versprach uns alles: Ruhm, Geld und Ehre. Tag und Nacht mussten wir uns zu seiner Verfügung halten. Was blieb: Unsicherheit. Dem Herzog ausgeliefert, seinen Launen und Wünschen. Was blieb uns übrig, als uns abzusichern? Wir vermehrten den herzoglichen Reichtum. Was verehrte er uns? Die hohen Herren bekamen die Grafschaften. Was bekamen wir? Titel und Aufgaben.
Jean de Croy: Titel? Ich wurde nur „grand bailli", Landrat, pah, das noch in Hennegau. Dir war die herzogliche Gunst gewogen.
Antoine de Croy: Gewogen? Rat, Oberkämmerer, Generalstatthalter der Niederlande, Gouverneur von Namur, Luxemburg, Limburg, des Boulonnnais, der Champagne, Generalkapitän, Burgvogt, Verweser, Hauptmann von und zu! – Wo sind meine Schlösser und Burgen, wo meine Städte? Ich war nur Aufseher. Wir waren Söldner, nichts als Söldner.
Lannoy: Kanzler Rolin hat es besser gemacht und er stammte nicht aus adligem Hause.
Antoine de Croy (aufgebracht): Und was heißt Bestechung? Die Kammerherren nennen so etwas Geschenke. Wären wir reich, wir wären nicht hier. Wie beliebten, uns zurückzuziehen.
Lannoy: Dann sind wir dazu verdammt am Hof zu bleiben. Wir haben keine Wahl. Wir machen mit Karl unser Glück. Vielleicht waren wir bestechlich. Nun gut. Wir waren nicht so gerissen wie Kanzler Rolin. Wir haben unsere Widersacher nicht ermorden lassen. Ich sage nur: Jean de Grandson.
Antoine de Croy: Der Herzog hat uns an die goldene Kette gelegt. Ich habe die goldene Kette als Himmelsleiter betrachtet. Unsere Treue wird durch die Tugend der Gerechtigkeit belohnt …

Wir dürfen nicht den Fehler begehen, unabhängig sein zu wollen. Um unser Ansehen künftig zu sichern, müssen wir in den Dienst des Herzogs treten, Ämter am Hof übernehmen und seien es Ämter in der Provinzverwaltung. Unsere Unabhängigkeit ist der Tod unseres Geschlechts. Seit 1398 sind wir in den Diensten des Herzogs von Burgund. Wir waren nur von niederem Adel.
Lannoy: Wir? Die Lannoys nicht!
Jean de Croy: Moment mal. Erst durch die Verbindung Croy-Lannoy gewannen die Lannoy Macht und Einfluss am Hof. Vergiss das nie, lieber Neffe. Wir waren „simples banières", ganz unten. Auch das vergessen wir nicht.
Antoine de Croy: Durch drei Dinge gehören wir zu den vornehmsten Adelshäusern: Heirat, Fürstendienst, Krieg. Das ist so und das wird immer so sein.
Jean de Croy: Unser Erfolgsrezept: Heirate immer über Deinem Rang. Das solltest Du Dir, lieber Neffe, ins Stammbuch schreiben lassen.
Lannoy (bittersüß): Wir haben das Gegenteil getan.
Antoine de Croy: Aber, aber. So erfolgreich waren wir auch nicht. Dein Onkel übertreibt. (Ironisch.) Wir hätten alles erreicht, wenn uns nicht das Haus Valois davon ausgeschlossen hätte. Wir mussten auf deutsche Pfalzgrafen zurückgreifen.
Lannoy: Doch eine der Croytöchter war bestimmt vornehm. Sie hatte den römischen Kaiser zum Vorfahren. Die berühmte Walburga de Croy. Es gibt das Gedicht, das das belegt: „Walburge, de bonne mœurs, / Noble sang et de vertues, / Fille aynée du comte de Mœurs, / Ses deux gran pères furent ducz, / Et qui fait à estiner plus, / Le ave d'elle fut empereur." Ich erinnere mich.
Antoine de Croy (lacht): Du meinst die Spottverse. Meinst Du, ich lache nicht darüber. Lieber Spottverse als gar keine.

(Das Gespräch wird unterbrochen. Der Schreiber des Ordens des Goldenen Vlies tritt auf, umrahmt von zwei Zeremonialtrompetern, vier Persevanten und zwei Herolden. Sie stellen sich in einer Reihe auf. Ihnen die Croys und der Lannoy gegenüber. Antoine in der Mitte, im gegenüber der Schreiber. Der Schreiber überreicht Antoine ein Schreiben.)

Schreiber: Ich bin vom Kapitel des Goldenen Vlies beauftragt, Ihnen folgendes mitzuteilen: Ordensmitglied Antoine de Croy, Ordensmitglied Jean de Croy, Ordensmitglied Jean de Lannoy, Sie nehmen zukünftig weder am Gottesdienst des Ordens noch am Kapitel des Ordens teil. Es ist Ihnen jede Möglichkeit vorzusprechen, verwehrt. Die Corrections gelten nicht mehr für Sie. Das ist ein Ehrengericht. Das ist im Falle Ihrer Vergehen nicht zuständig. Sie werden vor Gericht gestellt.

(Die Croys und Lannoy erstarren.)

Antoine de Croy: Unser Vergehen. Was ist unser Vergehen?
(Schreiber mit Gefolge ab.)
Lannoy (schüttelt den Kopf): Und niemand von den goldenen Rittern ergreift für unsere Sache das Wort.
Antoine de Croy: Sie haben Ihre Sprache verloren. Sie zittern.
Jean de Croy: Edelleute zittern nicht. Sie unterwerfen sich.
Antoine de Croy: Soll uns das einzig bleiben? Unser altes Château Porcien? Unter dem Schutz von Louis XI? – Alles konfisziert? Unsere Ländereien, sogar die Fahrhabe, sogar die noch unfertigen Handschriften.
Jean de Croy: Wir sind gentilhommes, mehr als nur nobles hommes. Wir tragen Goldbrokat. Und kurze Jacken, keine langen Roben wie die Rolins.



Karl der Kühne hält ein Kapitel des Goldenen Vlies ab

Lannoy: Wir sind seine Cousins. Das darf der Herzog nicht vergessen. Diese Anrede gebührt uns.

(Am nächsten Tag, Schreiber mit Gefolge taucht wieder auch. Ähnliche Zeremonie, Aufstellung, Anrede usw.)

Schreiber: Sie sind folgender Vergehen angeklagt:
Erstens, Sie haben die legitime Geburt Karls von Burgund angezweifelt.
Zweitens, Sie haben Zwietracht zwischen Vater und Sohn, zwischen Philipp dem Guten und seinem Sohn Karl, gesät.
Drittens, Sie konspirierten mit dem französischen König Louis XI und dem Grafen von Nevers.
Antoine de Croy: Wir sind fort perplex.
Schreiber: Der Herzog räumt Ihnen allen, ohne Ausnahme, den Weg des Gnadengesuchs ein.
Antoine de Croy: Das Gnadengesuch wäre ein Eingeständnis unserer Schuld. Wir bitten um Bedenkzeit. Wir ziehen uns zurück.

(Ordensschreiber mit Gefolge ziehen ab, die Croys und Lannoy bleiben.)

Lannoy: Also, ein Gnadengesuch ist möglich. Sollten wir nicht ein Gnadengesuch stellen und dann abziehen?
Antoine de Croy: Wenn abziehen, dann nur ohne Gnadengesuch. Ich ziehe mich auf Porcien zurück. Ich entziehe mich Karls Zugriff.
Jean de Croy: Unser Ansehen wäre auf ewig zerstört. Nein, noch mal nein. Wir haben als Ordensritter Anspruch auf „amour, equalité, justice“. Wir müssen Zeit gewinnen. Denn Karl will unseren Fall abgeschlossen haben, bevor das Ordenskapitel beginnt.

Antoine de Croy: Wenn wir uns dafür entscheiden, nicht abzuziehen, dann muss unsere Ziel sein, vor dem Orden gehört zu werden. Der Schreiber teilte uns die Anklagepunkte nur mündlich mit. Wir brauchen die Anklageschrift.
Jean de Croy: Wir könnten formulieren: Wir treten vor den „Grand Conseil", wenn wir die Anklageschrift zugestellt bekommen. Denn wir wären nur einfache Ritter, nur nobles hommes, keine gentilhomme. Und wir sind keine Juristen.
Antoine de Croy: Die Ironie wird niemand verstehen.
Lannoy: Die Bedenkzeit ist wichtig. Aber dann?
Jean de Croy: Da wir unschuldig sind, wählen wir das Gerichtsverfahren.
Antoine de Croy: Einen Croy vor ein ordentliches Gericht zu stellen wie jeden beliebigen Teppichwirker, der Silberfäden, oder Kunstmaler, der Blattgold zur Seite schafft? Was für eine Schande.
Jean de Croy: Wir müssen uns entscheiden. Sind wir „simples banières" oder vertriebene, ehemalige Kammerherren. Mit der Hinzufügung, auf das Ehemalige im Kammerherrn kannst Du erst wieder bauen, wenn es so weit ist.
Lannoy: Wann wird das sein?
Jean de Croy: Wenn wir vor dem Orden des Goldenen Vlies zur Correction zugelassen werden.
Antoine de Croy: Wie willst Du das anstellen?
Jean de Croy: Wir stimmen zu, stellen aber Bedingungen.
Lannoy: Welche?
Jean de Croy: Dass der Kläger nicht der Herzog selbst sei, dass keine Besitzer unserer konfiszierten Güter im Rat sind. Dass wir unsere Besitzrenten wieder erhalten, unsere Berater selbst wählen dürfen. Und dafür brauchen wir Bewegungsfreiheit.
Antoine de Croy: Nicht zu vergessen, wir brauchen die Anklageschrift.

Jean de Croy: Und abschließend, dass das Gericht vor der Ordensversammlung stattfindet.
Lannoy: Dann wären wir einen Schritt weiter.
Antoine de Croy: Um den entscheidenden. Wir sind vor dem Orden. Nur, das wird Karl hintertreiben.
Lannoy: Karl wird es ablehnen. Er will uns vorher fertig machen.
Antoine de Croy: Damit kein Ordensmitglied tätig werden kann.
Lannoy: Und nun?
Jean de Croy: Dann müssen wir direkt auf unser Ziel zugehen. Wir müssen uns Zugang zum Ordenskapitel verschaffen.
Lannoy: Die entscheidende Frage ist: Wer ist Herr über die Zeit? Der Ordenssouverän Karl oder wir?
Antoine de Croy: Der Ordenssouverän Karl? Wir wollen, dass der Ordenssouverän und nicht Herzog Karl unser Gerichtsherr ist. Gelingt es uns, vor den Ordenssouverän zu treten, dann gewinnen wir unsere Reputation zurück. (Schweigen.) Wie entziehen wir uns der Gerichtsbarkeit des Herzogs?
Jean de Croy: Nun, da fällt mir ein, es gibt einen Präzedenzfall: Falls ein Angeklagter vom Orden belangt wurde, bevor der Herzog ein ordentliches Verfahren angestrengt hat, dann steht die Rechtssprechung dem Orden zu. Erst dann tritt die herzogliche Gerichtsbarkeit in Kraft.
Lannoy: Du sagtest: wenn wir einmal … Ja, wenn wir einmal.
Jean de Croy (etwas verwirrt): Wir haben einen Ausweg. – Dann eben ohne Präzedenzfall. Wir sind unschuldig. Wie will der Herzog seine Anklage beweisen? (Pause.)
Antoine de Croy: Wir werden jetzt vom Herzog belangt. – Aber wir wurden wir nie vor das Ordensgericht gezerrt. Wie träfe denn der Präzedenzfall, von dem Du sprichst, auf uns zu? (Ratlos.) Ich sehe keinen Ausweg. Wir müssen uns den Ordensbeschluss beschaffen, vielleicht hilft uns das weiter.

Jean de Croy: Das war 1461. Wir werden den Beschluss für uns in Anspruch nehmen können. Ich bin mir ganz sicher. Überlegt einmal: Wer überbrachte uns die Anklagepunkte.
Es war der Sekretär des Ordens, der uns die Anklagepunkte übermittelte. Ob er es schriftlich oder mündlich machte, ob der Ordenssouverän ihn dazu bemächtigte oder nicht. Das müssen wir nicht wissen. Jedenfalls war es der Ordensschreiber mit allem Ordenspomp, der uns im Hause des Ordenskanzlers festsetzte.
Es ist der Orden zum Goldenen Vlies, der uns anklagt.
Antoine de Croy: Das ist ein kluger Schachzug. Es bleibt die Frage: gelten die Statuten des Ordens vom Goldenen Vlies oder setzt sich der Ordenssouverän Karl darüber hinweg, um als Herzog Karl, sowohl als Kläger als auch als Richter, über uns zu richten?
Jean de Croy: Das liegt nicht in unsere Hand. Das obliegt unserem Großherzog Karl von Burgund. Nur, setzte sich der Herzog Karl gegenüber dem Ordenssouverän Karl durch, wäre das das Ende des glorreichen Ordens.
Antoine de Croy: Das kann der Herzog nicht wollen. Er wäre ein Herzog ohne Ehre.
Lannoy: Bleibt noch die Frage, ob uns der Ordenssouverän im Kapitel empfangen wird?
Antoine de Croy: Wir ziehen von dannen. Wir überlassen den Streit unseren Ordensbrüdern und Ordensritter.

(Die Croys und Lannoy verlassen Brügge. Der Fall Croy-Lannoy wurde nie entschieden. Im Gegenteil, sie wurde rehabilitiert und erhielten ihre Lehen 1468 zurück. Antoine de Croy musste bis 1473 warten. Die Croys wurden engste Berater Karls bis zum bitteren Ende.)

15. Szene

Irgendwann in der Zukunft im Fegefeuer

Jan van Eyck, Kunstmaler
Peter van Eyck, ein Nachfahre

Peter: Was machen Sie hier?
Jan: Ich habe noch 38 857 Tage abzusitzen.
Peter: Sind Sie hier allein?
Jan: Ach ja, Rogier ist längst weg. Ich habe es versäumt.
Peter: Versäumt?
Jan: Über allen Stifterbilder, die ich für andere gemalt habe, habe ich es versäumt, eines für mich selbst zu malen und einer Bruderschaft zu schenken, die dafür Sorge trägt, dass mir viele, viele Tage hier im Fegefeuer erlassen werden. Das hat Rogier getan. Der war klüger als ich.
Peter: Fegefeuer? Es gibt kein Fegefeuer mehr.
Jan: Kein Fegefeuer? Wer sagt denn so was!
Peter: Die Kirche. Das Fegefeuer ist den Menschen nicht mehr zu vermitteln. Deshalb hat man es fallen gelassen.
Jan: Das Fegefeuer ist doch ein Dogma. Können nun auch Dogmen aufgehoben werden? Ist vielleicht auch das Dogma von der Jungfrauengeburt aufgehoben?
Was tue ich noch hier. Jetzt erst bemerke ich, dass niemand mehr da ist. Verstehen Sie? Das war meine Überlebensstrategie. Niemanden zu beachten. Das ewige Kommen und Gehen, das verlängert nur die Zeit. (Dreht sich um.) Ja, jetzt sehe ich. Niemand da. Nur Sie.
Peter: Sie wurden offensichtlich vergessen. Hat Sie kein Engel abgeholt?

Jan: Wie Sie sehen. Vielleicht holen Sie mich und geleiten mich eine Stufe höher.
Peter: Ich? Ich wollte Sie nur einmal besuchen. Meinen Ururur-ahnen. Ich habe in Gent und Paris einige Gemälde gesehen. Rein zufällig. Dann habe ich mir gesagt, ich muss den alten Knaben gelegentlich mal besuchen. Voilà, hier bin ich.
Jan: Bestimmt rein zufällig. Das ist aber eine Überraschung. Sie heißen auch Eyck?
Peter: Jawohl, van Eyck wie Sie. Nur Peter statt Jan. Peter van Eyck.
Jan: Peter van Eyck? Wie dieser strohblonde Schauspieler? Den kenne ich. Aber Sie? Sie sehen ihm überhaupt nicht ähnlich.
Peter: Wie derselbe. Nun. Wir haben jetzt alle einen Scheinleib.
Jan: Ich nicht. Wer hat denn das schon wieder propagiert?
Peter: Ja dann. Zigarette gefällig?
Jan: Zigarette?
Peter: Ich weiß, Sie dürfen nicht wissen, was eine Zigarette ist. Sie lebten noch im alten Weltbild. Gott oben, der Teufel unten. Ohne Amerika, ohne Tabak, ohne Kartoffeln. Sie wissen es doch? Also?
Jan: Klar, endlich eine Zigarette.
Peter: Das weiß ich doch. Feuer?
Jan: Ich bin kein Zauberer.
(Peter holt sein Feuerzeug heraus und dreht am Rädchen.)
Jan: Ach, das gibt's auch noch: ein burgundisches Feuerzeug. Feuerstein und Feuerstahl.
Peter (lacht): Nur dass der Feuerstahl zu diesem Rädchen schrumpfte.
Jan (pafft genüsslich): Das ist praktischer. Das zieht rein. Ganz tief. Ganz innen.
Peter: Ganz innen! Sie haben ein Inneres? Sie haben doch nur eine Seele. Innen, meine ich.



Claus Sluter, Prophetenbrunnen

Jan (fängt an, grässlich zu husten): Meinen Sie, ich vergifte meine Seele? (Jan raucht weiter, Pause.)
Peter: Der Feuerstahl schrumpfte. Er ist aber noch da. Im Gegensatz zu Ihren Herzögen.
Jan: Herzöge? Wurden sie nicht Könige, gar Kaiser?
Peter: Da wurde nichts draus.
Jan: Nicht einmal aus dem kleinen Karl? Er träumte doch davon, Soldatenkaiser zu werden. Stundenlang ließ er sich die Geschichte der römischen Kaiser vorlesen. Deshalb trank er, um es den Römern gleich zu tun, nur mit Wasser verdünnten Wein. Also auch er nicht?
Peter: Da wundert mich aber, dass der Weinverbrauch unter seiner Herrschaft drastisch anstieg.
Jan: Pah. Es war alles hohl und leer. Reine Show. Inszenierung. Wie es eben bei Emporkömmlingen und Neureichen der Fall ist. Es blieb wirklich nichts übrig?
Peter: Nichts vom Hofstaat. Nur Bücher und Ihre Kunst.
Jan: Bücher, was für Bücher. Das waren doch keine Bücher, das waren Coffee-Table-Books. Innen Miniaturen, außen Wappen und ein schöner Rücken. Das wars. Sie hatten nur ein Interesse: Wappen, Wimpel und blödsinnigen Devisen wie „Ihr oder Tod“, „Man sagt“, „Wann wird es sein“ oder „Mehr Leid als Lust“. Die Devise Karls des Kühnen kennen Sie ja. Nun, wer nicht zum Geburtsadel gehört, muss sich erfinden.
Peter: Beim Beamtenadel war es nicht anders. Sie wollten nicht einmal zum Tugendadel gehören. Von Devisen keine Ahnung, von Büchern ganz zu schweigen. Pfründeadel wollten sie sein.
Jan: Kein Hauch von Tugend, von Gerechtigkeit, Klugheit oder Großmut?
Peter: Leider. Nur Eigentum und Hochmut.
Jan: Überall dasselbe. Je mehr Ihr Geburtsadel feststand, umso

weniger verstanden sie sich als Tugendadel. Ihre Tugenden verdeckten nur die nackte Gewalt. In Wahrheit hatten sie nur eines im Sinn: Konfiskation und noch einmal Konfiskation.
Das brachte Reichtum. Dagegen waren die Hofgagen nur ein Trinkgeld.
Peter: Konfiszierung? Ging das so einfach?
Jan: Das war ein Hauen und Stechen. Man musste an den Hof kommen, dann aufsteigen. Wenn sie es vom Küchen-Edelknecht zum Tafeldiener schafften, dann hatten sie gute Chancen. Dann gehörten sie zu den Brotmeistern, also zum engsten Kreis. Darauf wurden sie Vorschneider oder Mundschenk oder Brotherr, zuletzt Hofmeister. Sie hatten es geschafft, wenn sie Kammerherr waren. Dann stand ihnen alles offen, der Weg war frei.
Peter: Wer wurde konfisziert. Niemand wollte in Ungnade fallen.
Jan: Jene, welche sich vom Hofe fern hielten, auf ihre Selbstständigkeit pochten. Dann jene, die sagten: Ich diene doch keinem Herzog. Mein Lehnsherr ist der König.
Peter: Also der Altadel.
Jan: Das waren schöne Ländereien. Keine Wälder, die erst noch gerodet werden mussten.
Peter: Was blieb dem Altadel?
Jan: Anpassung oder Abfall mit anschließender Flucht Richtung Frankreich.
Peter: Anpassung?
Jan: Kriegsdienst und Zwangsheirat Ihrer Töchter.
Peter: Das war hart.
Jan: Für wen?
Peter: Für die Töchter.
Jan: Sentimentales Zeug. Töchter sind Manövriermasse, ob adlig oder bürgerlich. Sie werden wie Haustiere gehalten. Mehr nicht.
Peter: Und der Minnedienst?

Jan: Wo leben Sie eigentlich? Wie lange wurde den bürgerlichen Töchtern weisgemacht, dass der Storch die Säuglinge bringt. – Mit Kriegsdienst konnten sie sich einigermaßen halten. Krieg war ja ihr eigentliches Geschäft. Sie machten ja täglich nichts anderes: fechten, voltigieren, den Rechtsgalopp üben. Und nicht zu vergessen: tanzen. Kriegsdienst, das war wichtig, sonst gehörten sie nicht zum Adel.
Peter: Adel und Rittertum ist nicht dasselbe.
Jan: Bei den Herzögen schon. Sie machten keinen Unterschied.
Peter: Ach, deshalb konnte es in Richtung Militärstaat gehen? Karl als Soldatenkaiser.
Jan: Das haben sie von den alten Römern übernommen.
Peter: Konfiskation. Das musste doch einmal aufhören. Das war permanenter Krieg?
Jan: Deshalb expandierte man unentwegt. Bis zum Ende? Dieses Ende kam schnell, sagten Sie? Das wundert mich nicht.
Peter: Auch die Römer expandierten, mussten expandieren wegen der Sklaven und der Tributzahlungen.
Jan: Die Herzöge hatten ihre Sklaven im eigenen Land. Uns. Dabei sollte es uns überhaupt nicht geben.
Peter: So?
Jan: Sie kannten nur den Adel, die Geistlichkeit und die Bauern. Das war die gottgegebene Ordnung bis in alle Ewigkeit. (Lacht.) So wenig es das Fegefeuer gibt, so wenig gibt es die ewige Ordnung. Verstehe.
Peter: Wunderten sich die Herzöge nicht, woher dieser unglaubliche Reichtum kam?
Jan: Der kam von ihren Zöllen, ihren Anleihen und Hilfsgeldern der Stände. Das reichte zu wissen.
Peter: Dass es immer mehr wurde? Einfach so?
Jan: Wie gesagt, uns gab es nicht. Wir waren Dekoration. Wenn

sie Einzug in die Städte hielten, sahen sie uns doch nicht, sondern die herrlich geschmückte Stadt, in der ihre Turnierspiele, ihre Pas d'Armes und Tjoste stattfanden. (Er raucht.)
Sie nahmen uns nicht zur Kenntnis. Wir verschwanden in der Dekoration.

Peter: Das ist unmöglich. Sie brauchten die Städte. Ohne Stadt keine Zölle.

Jan: Das versteht heute niemand mehr. Aber damals?

Peter: Sie profitierten vom Handelskapitalismus.

Jan: Nein. Von der Gnade Gottes. Das Land blüht, weil sie tugendhaft leben. Die Herren gehen zugrunde, weil ihnen Fortuna nicht mehr hold ist.

Peter: Fortuna? Wie passt das zusammen: Fortuna und Gottes Gnade?

Jan: Mein Gott, Peter. Es kommt nicht auf die Sache an, sondern auf die Deutungshoheit. Modern gesprochen.

Peter: Noch einmal: der Reichtum? Nur die Tatsache, dass die Herzöge ein so gewaltiges Heer aufstellen konnten?

Jan: Das war die Gnade Gottes.

Peter: Ich verstehe. Das Kind, das Karussell fährt, interessiert sich nicht für den Antriebsmotor. Es ist von Pferdchen und Lämpchen fasziniert.

Jan: Und von den exotischen Bildern.

Peter: Da wären wir ja bei Ihnen.

Jan: Sehr wohl.

Peter: Sie wurden von den Feudalen kräftig gefördert.

Jan: Ich? Wie kommen Sie auf diese Idee?

Peter: Ich sage nur: Nicolas Rolin, der Kanzler des Herzogs.

Jan: Rolin war nicht von Adel. Vielleicht später oder seine Kinder. Er war es nicht, als ich ihn malte.

Peter: Er trug Goldbrokat. Das ist nur dem Adel vorbehalten.



Jan van Eyck, Nicolas Rolin

Jan: Deshalb hat er das Gemälde immer versteckt gehalten. Das ganze Gemälde ist sowieso ein Skandal.
Peter: Warum?
Jan: Rolin, Aug in Aug mit der Madonna? Vergleichen Sie das mit der Paele-Madonna. Es fehlt der heilige Nikolaus. Oder sehen Sie. Er ist allein ohne seinen fürbittenden Namenspatron.
Peter: Da muss einiges geschehen sein.
Jan: Das können Sie annehmen.
Peter: Weil er nicht in den Widerfellorden aufgenommen wurde? Der Orden wurde doch um diese Zeit gegründet. Gegründet von seinem höchsten Herrn.
Jan: Ihm wurden seine Grenzen aufgezeigt.
Peter: Sie meinen gegenüber den Kammerherren.
Jan: Der innerste Zirkel ward ihm verschlossen.
Peter: Ihr Gemälde als Trotzreaktion? In dem Sinne: Euch werde ich es zeigen?
Jan: Weiß ichs? Ich bin Handwerker. Er kam und gab mir seine Anweisungen. Glauben Sie, ich hätte es gewagt, an ihn das Wort zu richten? Witzbold. Wie auch immer. Dadurch dokumentiert er, dass er sich als Bürgerlicher versteht.
Peter: Als Bürgerlicher?
Jan: Es ist ein Stifterbildnis.
Peter: Die Adligen ließen sich auch als Stifter malen.
Jan: Später. Das haben sie den Bürgerlichen geklaut. Selbstverständlich nur die Bildform. (Winkt ab.)
Der Adel stiftet nichts, für ihn wird gestiftet. Das ist der feine Unterschied.
Peter: Wie ließen sich die Adligen malen? Woran ist das zu erkennen?
Jan: Das ist einfach. Der Adel kennt nur eins. Man muss vor ihm auf den Knien robben. Sehen Sie sich die Coffee-Table-Books an.

Der Untertan kniet und darf etwas übergeben. Der Herr dankt gnädiglich. Das ist der Adel des Geistes.
Peter: Geist des Adels, meinen Sie.
Jan: Das ist mir gleichgültig. Wir waren Handwerker und lieferten saubere Arbeit. Was meinen Sie, wie lange ich an einer solchen Sache arbeitete? Schicht auf Schicht, hauchdünn, lasierend hier, halbdeckend dort. Und dieses Warten und nochmals Warten, bis die Schicht trocknet. Wir hatten keinen Trocknungsbeschleuniger. Und dann diese Effekte. Das muss zunächst einmal ausprobiert werden. Endloses Warten bleibt übrig.
Peter: Deshalb gewöhnten Sie sich schnell an das Warten hier im Fegefeuer. Nehme ich an.
Jan: Ich habe gedacht. Es gibt kein Fegefeuer mehr. Was denn nun?
Peter: Weiß ichs? Ja, wenn das so lange dauert, was ist dann mit der Arnolfini-Hochzeit?
Jan: Was für ein Arnolfini? Ich kenne keinen Auftraggeber dieses Namens.
Peter: Dieses Paar, das sich im Prunkzimmer die Hände reicht. Mit Hündchen und Trippen im Vordergrund, dem Spiegel hinten. Sie erinnern sich? Daran haben Sie bestimmt über Jahre gearbeitet.
Jan: Das ist keine Hochzeit.
Peter: Dann ein Hochzeitsversprechen oder meinetwegen eine Urkunde.
Jan: Urkunde? (Bricht in schallendes Gelächter aus.) Haben Sie noch eine Zigarette für mich? – Urkunde? Haben Sie ein Siegel gesehen? Ich nicht.
Peter: Kein Siegel, aber eine Bestätigung Ihrerseits.
Jan: So? Wer meint das? – Das Gemälde ist ein Schaustück oder ein Schauspiel. Das sind Schauspieler. Das ist ein Schauspiel. Verstehen Sie?



Jan van Eyck, Giovanni Arnolfini

Peter: Das hat niemand verstanden.
Jan: Das ist doch ganz einfach. Ich wollte zeigen, was ich drauf habe. Nicht der einfachste Hinweis wurde anscheinend verstanden. Die vermeintliche Braut eines Kaufmanns ist grün gekleidet. Grün! Das ist die Farbe der Königinnen und Prinzessinnen, nicht einmal Gräfinnen dürfen sie tragen.
Peter: Ja, das kam rüber.
Jan: Wenigstens das. – Lassen wir das. (Raucht genüsslich, im Zigarettenqualm verschwindet langsam Peter van Eyck.)
Jan: Halt. Halt. Zurück. – Sie haben mich aus meiner Warteschleife herausgerissen. Hiergeblieben. Jetzt wirds Ihnen langweilig. Deshalb wollen Sie abhauen. Daraus wird nichts. Das hätte ich auch gern. Zuerst anpicksen, dann wenns langweilig wird, verschwinden.
(Peter van Eyck erscheint wieder, atmet tief durch.)
Peter: Ich höre.
Jan: Na also. Es geht doch. – Sie machen sich falsche Vorstellungen.
Peter: Ich? Ich habe keine.
Jan: Sie hassten uns und wir hassten sie. Ganz einfach.
Peter: Das ist Ihr bürgerlicher Blickwinkel.
Jan: Ich habe keinen anderen. Das Verhalten des Hofs, der hohen Herren, das lässt keinen anderen Schluss zu. Bedenken Sie: Jede Forderung unsererseits mussten wir teuer bezahlen. Mehr und mehr verloren wir unsere Freiheiten und Privilegien.
Sie strangulierten uns.
Peter: Sie holten sich alles zur gegebenen Zeit zurück. Sie setzten Maria von Burgund gewaltig unter Druck, mit der Betonung auf gewaltig.
Jan: Das ist der Beweis dafür, dass wir unsere Freiheiten verloren hatten. Nur mit dem Unterschied: Unsere Gebäude waren nicht auf Sand gebaut.

Peter: Sie bauten auf Euch. Das war eine feste Grundlage.
Jan: Sie beuteten uns aus. Das ist etwas anderes. Wir waren Knechte. Auf Knechte baut man nicht. Knechte sind Dinge.
Peter: Sie übertreiben.
Jan: Ist die Militarisierung nicht Beweis genug?
Peter: Zugestanden. Zunächst.
Jan: Alles war falsch. Das konnten sich die Grand Ducs d'Occident nicht eingestehen.
Peter: Wie meinen Sie das?
Jan: Sie feierten sich als Ritter. Übten Tag um Tag die Lanzenstecherei, dabei waren es die Feldschlangen, Bombarden und Bogenschützen, die die Schlacht entschieden. Nein, die Schlacht war ein Turnier, kein Gemetzel. Nur, weil sie mit dem Leben davon gekommen sind. Ein Gemetzel war es nur für die anderen.
Peter: Es hat funktioniert.
Jan: Philipp der Gute gründete den Widerfellorden und glaubte, er sei der sagenumwobene Priesterkönig Johannes.
Peter: Wenn ihn die Ordensmitglieder darin bestätigten, warum nicht?
Jan: Die Herzöge wähnten sich als Könige.
Peter: Wenn der Hofstaat ihnen als Könige huldigte.
Jan: Jetzt sind Sie dort, wo ich Sie hinhaben wollte. Deshalb frage ich Sie: Weshalb wollte er, der König von Gottes Gnaden, unbedingt vom Kaiser des Heiligen Römischen Reichs gekrönt werden? Er war doch schon König, nach seiner Vorstellung und selbstverständlich der seiner Cousins.
Peter: Er wollte es durch eine Zeremonie bestätigt wissen.
Jan: Wieder reingefallen. Mein Herr. – Er tat alles, um den Kaiser zu gewinnen. Dafür verschacherte er sogar seine Tochter.
Peter: Sonst wäre Habsburg ebenso vom Erdboden verschluckt worden wie das Haus Burgund.

Jan: Das war nicht seine Absicht. Es war ein Tauschgeschäft. Tochter gegen Königstitel.
Peter: Auf diese Weise wurde Habsburg Weltmacht.
Jan: Glauben Sie, das war der Plan der Burgunder?
Peter: Das nennt man Ironie der Geschichte.
Jan: Sehr richtig. Gehört jetzt nicht hierher.
Peter: Richtig. Der Königstitel.
Jan: Bin ich König oder bin ich es nicht. Das ist die Frage. Der Königstitel hat keinen Machtzuwachs zur Folge. Daraus lassen sich auch keine weiteren Ansprüche …
Peter: für Konfiskationen …
Jan: … ableiten. Alles bleibt so, wie es ist.
Peter: Eben nicht. Der Königstitel hat eine Bedeutung. Das ist es. Aus einem möglichen König wird ein wirklicher König, durch die Bedeutung.
Jan: Damit haben wir es ja. Jetzt verstehen Sie, warum alles falsch war.
Peter: Ich verstehe es eigentlich nicht. Wir haben ja viel Zeit.
Jan: Nun, es war deshalb alles falsch am Hofe, sogar der König war falsch.
Peter: Er war nur Herzog, allerdings ohne Lehnspflicht. Er war sein eigener Lehnsherr.
Jan: Das hieß noch lange nicht, dass seine Untertanen dem Herzog gegenüber lehnspflichtig waren. Nur dem französischen König gegenüber. Der Herzog tat so, als seien sie lehnspflichtig. – Damit sind wir wieder beim Thema.
Peter: Bei der Funktion der Bedeutung?
Jan: Bei der Funktion der Bedeutung. Das haben Sie präzise ausgedrückt. Danke sehr.
Peter: Bitte, keine Ursache.
Jan: Der Herzog war nach allerhöchster Meinung König. Und war es nicht.

Peter: Ihm fehlte die Bedeutung. Deshalb wurde alles getan, um dem Herzog die Bedeutung eines Königs zuzusprechen. Er gab sich selbst die Bedeutung, der Hof gab ihm die Bedeutung und er gab dem Hof die Bedeutung, ein königlicher Hof zu sein. Der ganze Adel war jetzt königlich blaublütig. Was war die Folge?
Jan: Aus der Kluft von Adel und Bürgertum wurde ein Abgrund. Es bildete sich eine geschlossene Gesellschaft, die sich wechselseitig spiegelte.
Peter: Ein abgeschlossenes Funktionssystem.
Jan: Das nur ein Ziel hatte: Sich eine Bedeutung zu geben.
Peter: Die man nicht hat.
Jan: Wenn aber innerhalb einer geschlossenen Gesellschaft wie dem Hof sich jeder eine Bedeutung gibt, dann hat er sie auch.
Peter: Jedoch nur innerhalb. – Ach, und dieses Funktionssystem der Bedeutungen ist dann das Hofzeremoniell. Das berühmte burgundische Hofzeremoniell. Ich verstehe.
Jan: Selbstverständlich.
Peter: Dann schlüsselt sich alles von selbst auf. Es wurde alles getan, um nach königlichen Bedeutungen zu suchen oder Bedeutungen entsprechend umzudeuten.
Jan: Weil man keine Bedeutungen hatte, weil man ohne Tradition war. Denn die Situation war nagelneu wie der niederste Adel, der die Chance erhielt, aufzusteigen.
Peter: Man musste sich welche kaufen. Salopp gesprochen.
Jan: Man stöberte überall, bei den Römern, bei den Griechen, steckte in alles seine Nase, in die Bibel und Mythologie. Unterschiedslos. Es musste nur einem Kriterium genügen – es musste dem Hof eine Bedeutung geben.
Peter: Bis man einen ganzen Bedeutungshof zusammen hatte.
Jan: Klar. Denn dieser hatte den Sinn, das Haus und den Hof zu legitimieren. Jedoch keine Legitimität von unten. Unten

saßen die Feinde, also wir. Legitimität von oben, also charismatische Legitimität, würde man herrschaftssoziologisch heute sagen. Kurz: sie waren von Gott eingesetzt und Teil seines Heilplans.
Peter: Sie kennen sich aber aus. Beachtlich. Dann gewann ja die Kirche wieder eine Vormachtsstellung.
Jan: Die Kirche? Man wollte die kirchlichen Pfründe. Das hatte man elegant gelöst, indem man die natürlichen Söhne und Gefolgsleute zu Bischöfen machten. Die Kirche spielte absolut keine Rolle. Es war nie die Rede davon, dass der Papst den burgundischen Herzog salben sollte. Das wäre gegen die französische Gepflogenheit.
Peter: Der Kreuzzug?
Jan: Philipp wollte der Erste der Ritter sein. Die Kreuzzüge waren die Ursache des Rittertums nicht umgekehrt.
Peter: Der Kreuzzug als weitere Legitimität seiner göttlichen Sendung?
Jan: Haarscharf erkannt. Und natürlich wollte er es seinem Vater Johann ohne Furcht nachmachen. – Von der Kirche haben sie, neben dem Geld, nur das Rituelle übernommen. Sie integrierten den Messeritus in das Hofzeremoniell.
Peter: Das Essen als Hofzeremonie glich der Eucharistiefeier?
Jan: So stelle ich mir das vor. Ich war ja nicht zugelassen.
Peter: Auf diese Weise wurden immer mehr Bedeutungselemente angesaugt und integriert.
Jan: Völlig gleichgültig, ob das eine mit dem anderen vereinbar war. Das interessierte nicht. Das Ergebnis war ein Sammelsurium.
Peter: Hauptsache die Dinge hatten eine Bedeutung und die Handlungen waren rituell. Hauptsache, es funktionierte.
Jan: Irgendwie. Und Hauptsache: Unmengen und überall.
Der Beliebigkeit ist Tür und Tor geöffnet. Ist kein Pfau vorhanden, schwört man bei einem Fasan.

Peter: Ausschlaggebend waren ja auch nicht die Bedeutungen selbst. Sie durften vielleicht nicht eindeutig sein, wichtiger war, dass sie ins Funktionssystem passten oder dass sie sich, gemäß ihrem multivoken Charakter, je nach Funktionsbedarf instrumentalisieren ließen. Immer neue Bedeutungen mussten herangeschafft werden. Entweder durch Umdeutung oder durch Neuschöpfung. Das Funktionssystem könnte mangels Zufluss entweder implodieren oder Kontakt mit der Wirklichkeit bekommen.
Jan: Was der Fall war. In Nancy schlug die Wirklichkeit zu.
Peter: Das heißt aber auch, die Herzöge und der Hof waren Getriebene.
Jan: Getrieben, um der Selbsterhaltung willen. Denn das Bedeutungssystem funktionalisierte die Hofleute wie die Hofleute, zum Zwecke ihrer Karriere, die Bedeutungen instrumentalisierten. Da bestand eine Wechselwirkung. Selbstverständlich. War Karl der Kühne kein Getriebener? Wie erklärt sich seine Rastlosigkeit.
Peter: Bündig gesprochen: Es waren Bedeutungen, die keinen Tatsachen entsprochen haben? Im Gegenteil: Die Bedeutungen dichteten gegen die Wirklichkeit ab.
Jan: Und das bezeichne ich als falsch. Alles war Inszenierung. Genauer, nicht Schein der Erscheinung, sondern Schein des Scheins. Man verdoppelte den Schein. Die burgundischen Hofleute dachten sich, wir inszenieren das Ganze und daran wird sich die Wirklichkeit schon orientieren.
Peter: Oder, jetzt tun wir mal so, als wäre unser Herzog König. Dem wird der Kaiser folgen und ist gezwungen, den Herzog zum König zu krönen.
Jan: Es war eine Scheinwelt.
Peter: Eine mit Bedeutungen.
Jan: Eine Bedeutungswelt, die einem Flickenteppich ähnelt.

Peter: Das heißt, es war eine ästhetische?
Jan: Wie meine Arnolfini-Hochzeit. Eine Inszenierung, nur nicht so perfekt wie meine Malerei. Aber mit ähnlichem Ergebnis, das muss ich leider zugeben. Jeder fragt sich, wer war dieser Arnolfini? So sollte jeder im Herzog den überirdischen König von Gottes Gnaden erkennen.
Peter: Das kenne ich. Dieses Burgund war ein Neuschwanstein.
Jan: Sie könnten ebenso sagen: Burgund war eine Vorwegnahme der Postmoderne.
Peter: Mit dem Unterschied, dass die Postmoderne, die Inszenierung, nicht zur Wirklichkeit drängte. Sie scheute die Verwirklichung wie der Teufel das Weihwasser. Das war bei den Herzögen nicht der Fall.
Jan: So? Wirklich? Wenn Sie sich nur nicht irren. Denken Sie nur an die Architektur, sehen Sie sich die neuen Viertel an, wenn das keine Verwirklichung ist? Und bedenken Sie, die Stadt ist eine Lebensumwelt.
Peter: Was wollen Sie damit behaupten.
Jan: Ich? Nichts? Oder nichts mehr!

16. Szene

1451, 30. Juni, Brüssel, auf einer Straße

Olivier de la Marche, späterer Brotmeister
am Hofe Karls des Kühnen und Hofchronist
Eine Gruppe von fünf Kartäusermönchen

Erster Mönch: Wie schön blühen diese weißen und roten Rosen zwischen den Dornen.
Zweiter Mönch: Jungfrauen und Märtyrer erstrahlen in Herrlichkeit inmitten ihrer Verfolger.
Dritter Mönch: Und hier habe ich eine Walnuss gefunden. Wo mag sie herkommen, wer hat sie wohl verloren?
Zweiter Mönch: Welch ein Wunder! Die Walnuss, das ist Christus. Seine göttliche Natur ist ihr süßer Kern, die fleischige Außenschale seine menschliche Natur. Die holzige Schale …
Erster Mönch: Ist das Kreuz.
Dritte Mönch: Welch göttlicher Genuss wird uns zuteil. (Er knackt sie mit den Zähnen und verteilt sie.)
Zweiter Mönch: Nun sind wir das Grab des Herrn.
Erster Mönch: Und sind eins mit Gott.
Dritter Mönch: Sind wir nun eins mit Gott oder haben wir nur teil an ihm?
Erster Mönch: Wird sind eins. Denn das ist unsere Eucharistie.
Vierter Mönch (ärgerlich): Was haltet ihr euch an die Dinge? Es sind die Worte und die Zahlen. Die zwölf Monate sind die zwölf Apostel, die Evangelisten sind die vier Jahreszeiten.
Fünfter Mönch: Das ganze Jahr ist Christus.
Vierter Mönch: Und das Wort! Das Wort Ave bedeutet die



Kartäusermönch

Unschuld Mariae und den Diamanten. Es vertreibt den Hochmut, der den Löwen zum Tier macht.
Fünfter Mönch: Das Wort Maria bedeutet ihre Weisheit und den Karfunkel, und es vertreibt den Neid, einen schwarzen Hund …
Marche: Nicht nur das. In den drei Ständen sind die Eigenschaften Marias entfaltet. Die sieben Kurfürsten, die drei geistlichen und vier weltlichen, bedeuten …
Zweiter Mönch: … die drei theologischen und die vier kardinalen Tugenden. Selbstverständlich. Drei und vier macht sieben. Es gibt sieben Haupttugenden, sieben Gaben des Heiligen Geistes, sieben Seligpreisungen, sieben Bußpsalmen.
Dritter Mönch: Sieben Augenblicke der Leidensgeschichte.
Zweiter Mönch: Sieben Sakramente.
Marche: Und der Pantoffel bedeutet die Demut. Denn aus ihm kommt nur Gesundheit und Nutzen ohne schwere Krankheit. Die Schuhe sind Sorgfalt und Fleiß, die Strümpfe Ausdauer, das Strumpfband Entschlossenheit, das Hemd Ehrbarkeit und der Schnürleib Keuschheit.
Vierter Mönch: Spotten Sie nur. Noch ist die Kirche hässlich, struppig, blutlos. Sie wird mit Füßen getreten. Sie armer Sünder.
Marche: Ich weiß sehr wohl. Ich werde von zwölf Torheiten betört. Ich betöre mich selbst, ich verfalle dem Teufel, ich lege Hand an mich, ich verschwende meine Tugend, ich wende mich vom Allertreuesten ab. Ich trotze dem Allmächtigen, ich diene dem Teufel, ich erwerbe mir Unfrieden, ich finde Zugang zur Hölle, versperre mir jenen zum Himmel und wandere in die Hölle. – Sie müssen nun anschließend unter sieben Gesichtspunkten die Schwere meiner Sünden ausforschen.
Fünfter Mönch: Lästern Sie nicht. Sie kennen die Hölle nicht. Die Hölle ist ein überheizter, glühender Ofen, darin Sie vollständig braten.

Marche: Ich weiß, ich weiß. Die Hitze, die Kälte, die Würmer, der Gestank, der Hunger, der Durst, der Schmutz. Nicht zuletzt, der Anblick des Teufels. Was ist dagegen das ewige Leben?
Erster Mönch: Was wissen Sie davon? Gott in sich selbst zu genießen, das ist Seligkeit.
Marche: Gott ist die Stille, die Leere – nicht die überwesentliche, überanbetungswürdige, übergute Dreieinigkeit. Nicht die überglänzende, überundüberherrlichste Eucharistie von Gottvater, Gottsohn und Heiligem Geist.
Vierter Mönch (faltet die Hände, richtet sein Blick nach oben, spricht verklärt): Unser überliebenswertester Gott, du bist das Licht und die Sphäre des Lichts, in der Deine Auserwählten süß zur Ruhe gehen.
Marche: Ich ziehe die Finsternis vor.
Vierter Mönch: Ketzer. Was sagt uns unser Mitbruder Dionysius: „Die allervortrefflichste, unermessliche, unsichtbare Fülle des ewigen Lichts wird die göttliche Finsternis genannt. Denn die Finsternis ist seine Zufluchtsstätte."
Zweiter Mönch (zitiert weiter): „Die Seele wird nur dadurch selig, dass sie sich in die leere Gottheit wirft. So weder Werk noch Bild ist, dass sie sich da verliere und versenke in die Einöde."
Marche: Oho. Jetzt verstehe ich das Leben besser. Eure Mitbrüder fangen damit im sündigen Leben an. Sie verwandeln jetzt schon das Leben in eine Einöde.
Dritter Mönch: Er lästert. Er zieht unseren Mitbruder und Meister in den Schmutz. Wißt Ihr nicht, dass unser Mitbruder Dionysius der Ratgeber Eures Herzogs ist. Warum weilten wir sonst in Brüssel.
Marche: Um Brüssel in eine Einöde zu verwandeln. Bleibt doch in Roermand und schweigt. Aber dort würde seine Askese und seine Offenbarungen niemand beachten. Ihr alle habt doch welche?

Vierter Mönch: Er ist unser Mund.
Marche: Ein Mund, der sich nie schließt. Eine nie versiegende Quelle.
Zweiter Mönch: Er betet von morgens bis abends. Wenn wir schlafen, wacht er. Er ist stark. Er hat einen kupfernen Magen.
Dritter Mönch: Er isst nur Butter mit Würmern, Kirschen von Schnecken zerfressen. Nur faulige Heringe.
Erster Mönch: Er ist ein Heiliger, der Teufel greift ihn an. Er verkehrt mit Verstorbenen.
Marche: Verstehe, vor allem mit jenen, die in der Hölle braten.
Zweiter Mönch: Nicht nur das. Er spricht mit seinem Vater im Fegefeuer.
Marche: Und? Legt er ein gutes Wort für ihn ein? Sie wissen schon, bei der Finsternis, also beim Sphärenlicht.
Erster Mönch: Wo denken Sie hin! Er verwirft ihn.
Marche: Auch ich hatte meine Visionen. Wenn ich ein Weiblein sehe, das Holz hackt und im Bündel nach Hause schleppt, sehe ich Christus, wie er das Kreuz trägt. Sehe ich eine Kuh, denke ich an Christi Geburt und an den Stall mit Ochs und Esel. Sehe ich einen Hufschmied, wie er Pferde beschlägt, denke ich an die Nägel, mit denen unser Herr ans Kreuz geschlagen wurde.
Zweiter Mönch: Sie gehören zu uns. Werden Sie unser Mitbruder.
Dritter Mönch: Wir gründen eine neue Kartause in Herzogenbusch. Kommen Sie mit uns. Sie sind Fleisch von unserem Fleisch.
Marche: Geist von Eurem Geist. Ich bin ein großer Prediger. Ich bringe die Menschen auf einmal zum Lachen und Weinen. Ich bitte Gott um die tägliche Taufe der Tränen. Denn auch für mich gilt: „Meine Tränen waren mir das Brot bei Tag und Nacht."
Dritter Mönch: Allmächtigster, Überallmächtigster! Wir haben ihn gefunden. Unseren neuen Prior.

Marche: Wenn ich nicht wie Peter von Luxemburg alle meine Sünden auf Zettelchen schreiben muss, denn dafür sind viele Kisten nötig. Nicht fliehen muss, wenn ich eine Frau erblicke oder nicht stehend schlafen muss?
Erster Mönch (zum dritten Mönch): Lass ab, Bruder. Er hat nichts verstanden. Er macht sich über uns lustig.
Dritter Mönch: Warum denn? Folgt er nicht dem Beispiel unseres Heiligen?
Erster Mönch: Du hast nichts begriffen. Unser Freund auch nichts.
Marche: Ich habe alles begriffen.
Erster Mönch: Sie haben nichts begriffen. Denn Sie erkennen nicht, wie alles mit allem zusammen hängt.
Marche: Die Rose mit den Dornen, der Hufschmied mit den Leidenswerkzeugen?
Erster Mönch: Lächelt nur. Alles weist auf das Eine. Alles schließt sich mit allem zusammen. Ein Ring.
Marche: Und die Ringmitte ist Gott?
Erster Mönch: Sie wollen es nicht erkennen.
Marche: Ich will es nicht durchdringen. Wenn alles etwas anderes ist. Dann ist alles dasselbe. Wahrlich alles weist auf Gott. Und weiter?
Zweiter Mönch: Seht Ihr nicht, dass auch das Leben unserer Heiligen, ihre Askese nur …
Marche: … Zeichen dafür sind, dass sie rein bleiben wollen. Sie zeigen, dass sie die Rosen in der Welt der Dornen sind. Auch ich erfreue mich an den Rosen. Aber nur mit Dornen. Rosen sind schön, weil sie Dornen haben.
Dritter Mönch: Dann möge Ihnen Gott eine Dornenkrone aufsetzen.
Erster Mönch: Für alle Ewigkeit.



Die Hölle

Marche: Oh nein. Nicht dieses Mysterienspiel. Ich ziehe Schäferspiele vor: „Die Bäume sah ich blühen / Und Hasen und Kaninchen laufen / Des Frühlings freute sich alles / Dort schien Amor zu residieren. / Niemand kann dort altern oder sterben / – So scheint es mir – , solange er dort ist / Vom Grase ging ein süßer Duft aus, / Der die heitere Luft versüßte, / Und brausend rann durch das Tal / ein kleines Bächlein, / Das die Länder befeuchtete, / Und dessen Wasser nicht salzig war. / Daraus tranken die Vöglein, / Nachdem sie an Grillen, / kleinen Mücken und Schmetterlingen / Ihre Nahrung genommen hatten.“ Kennen Sie das? Diese Einöde ziehe ich vor.

Dritter Mönch: Er ist verloren. Ewige Verdammnis.

Marche: Euer Meister Dionysius wird sich meiner erbarmen.

Erster Mönch: Sie sind ein Ketzer. Sie werden brennen.

Marche: Das ist Ihr brennender Wunsch. Arras soll überall sein. Daraus wird nichts. Das würde Ihnen gefallen. Das wäre mehr als ein glühend heißer Ofen. – (Lacht.) Mir genügt, dass Kräuter schön sind, weil sie grün sind. Die Sterne, weil sie glänzen, die Erde, weil sie lang und breit ist.

Erster Mönch: Sie wollen Schäfer sein, inmitten von Flötenspiel und Vogelgezwitscher?

Marche: Auch das. Ich bin ein Ritter.

Erster Mönch: Wahrlich ein Ritter als Schäfer verkleidet. Das Turnier ein Schäferspiel. Noch besser.

Zweiter Mönch: Der Herzog als Hirte, das Volk als Herde.

Marche: Das passt doch auch zu Christus. Nicht? Christus, der gute Hirte.

Dritter Mönch: Dann sind Sie bestimmt auch ein fahrender Ritter, immer auf der Suche, Jungfrauen zu befreien. Wie?

Zweiter Mönch (parodierend): „Einen König von Sizilien /Sah ich Schäfer werden. / Und seine edle Frau / Den gleichen Stand

ergreifen; / Sie fingen die Brottasche, / Den Hirtenstab und den Hut, / Sie wohnten in der Herde / Bei ihrer Herde."

Erster Mönch: Er sollte darauf achten, dass die Hammel den Hirten nicht einsperren.

Marche: Das weiß ich wohl. Ich pflegte mich in Seide zu kleiden. „Eingehüllt war ich in Grauwerk und feinem Buntpelz, / In großem Palast wohnte ich zu meiner Lust / Nun hause ich in diesem kleinen Sarg. / Mein Zimmer war mit schönen Tapeten geschmückt / Nun ist meine Grube mit Spinnwerg umzogen!" – Das weiß ich wohl. Und Ihr wisst es auch.



Eucharistiefeier in der Abteikirche St-Denis

17. Szene

1470, im August, Paris, Abteikirche St-Denis

Guy de Brimeu, Herr von Humbercourt,
Erster Kammerherr Karls des Kühnen
Jean Balue, Kardinal, Ratgeber von Louis XI

Brimeu: Sind Sie sich nicht ebenbürtig?
La Balue: Das ist stark übertrieben. Wie meinen Sie?
Brimeu: Beide aus dem Haus Valois.
La Balue: König Louis XI ist legitim, Karl illegitim. Wissen Sie, dass der Graf von Nevers seine Legitimität bestreitet? Was für eine Anmaßung, König von Gottes Gnaden zu sein. Und nicht nur er allein. Jeder kleine Herzog kommt daher und will König sein, wenn ich nur an François von Bretagne denke.
Brimeu: Louis XI ist legitim, aber arm. Karl ist reich.
La Balue: Aber illegitim. Hundert Jahre Krieg, Verwüstung, Einäscherung, Menschenjagden, Vergewaltigungen, Hunger, Elend, Not. Louis XI hasst den Krieg. Abgrundtief.
Brimeu: Karl liebt nur das ritterliche Turnier.
La Balue: Und vergisst dabei den Unterschied von Spiel und Schlacht. Er sieht in allem eine Preußenreise. Die Ritter versammeln sich bei der Marienburg und dann gehts los mit der Menschenhatz. Ein einziges Halali, mit Pauken und Jagdhörnern. Lüttichs Einäscherung war eine solche Preußenreise.
Brimeu: Mit königlichem Geleit. Das haben Sie vergessen.
La Balue: Der König wird triumphieren. Péronne war ihm eine Lehre. Louis XI macht genau das Gegenteil von dem, was Karl unternimmt.
Brimeu: Sie haben beide dieselben Probleme.

La Balue: Nur, Louis XI löst sie. Karl verschärft sie. Karl führt, wie sein Vater Philipp, Krieg gegen die Städte. Louis XI betrachtet sie als Verbündete.
Brimeu: Paris kann er wohl kaum einäschern. Seine Armut und Hilflosigkeit dirigieren seine Handlungsweise.
La Balue: Das garantiert Friede und Andenken.
Brimeu: Andenken und Ansehen, kurz die Memoria. Sie ist auch für das Haus Burgund entscheidend. Im Andenken ist der Ruhm Karls eingeschlossen.
La Balue: Auf diesen Ruhm verzichtet Louis XI. Er trachtet nach einem festgefügten Staat.
Brimeu: Das will Karl von Burgund auch. Ihr König hintertreibt das.
La Balue: Durch burgundischen Krieg und Unterwerfung? – Louis XI wollte Karl als Verbündeten gewinnen.
Brimeu: Mit einer Schlange ist kein Bündnis möglich. Eine Schlange zertritt man.
La Balue: Die Todfeindschaft von Karl und Louis XI ist damit beschlossen. Nur wird es keinen Zweikampf geben, wie es sich der turniererprobte Karl vorstellt. Andere werden es für unseren König tun. Aber das ist Ihrem Helden zu rätselhaft.
Brimeu: Wenn alle gegen Ihren Herrn aufstehen, hat er keine Wahl.
La Balue: Deshalb beschreitet Louis XI einen anderen Weg. Er verweigert den Kampf.
Brimeu: Weil er unterliegen würde.
La Balue: Weil er klüger ist. Die Zeit Burgunds ist vorbei. Turnierspiele, Minnesang, Hofzeremoniell, Kreuzzug. Das ist alles lächerlich.
Brimeu: Nur für Louis XI, weil er armselig ist.
La Balue: Nicht er ist armselig, die Zeit ist es. Der Hundert-

jährige Krieg hat diese Flausen von Ritterlichkeit, Ruhm und Ehre weggefegt. Das wahre Gesicht hinter dem Stechhelm zeigt sich. Es ist die Fratze des Teufels. Und Louis XI zieht daraus Konsequenzen: ein starkes, einiges Frankreich, mit den Städten, mit den Städten.
Brimeu: Nichts anderes will Karl. Ein einiges Königreich Burgund.
La Balue: Lassen wir das mit dem Königreich. Karl will es nicht mit den Städten, sondern gegen die Städte. Gegen Gent, gegen Utrecht, gegen Brügge, gegen Lüttich. Sie sollen zahlen, seinen Militärstaat finanzieren. Er will Geld für sein Söldnerheer. Um unabhängig zu sein. Louis XI dagegen stellt eine Zunftarmee auf. Die Sache des Kriegs ist eine Sache der Zünfte.
Brimeu: Wie schön. Und die Söldner, die Schweizer und Schotten?
La Balue (lacht): Das geschah, damit sie Karl nicht anwerben konnte. Er hat Karl ein Spielzeug weggenommen.
Brimeu: Das war unverschämt.
La Balue: Das war ein Witz. Haben Sie das nicht verstanden? Louis XI braucht eine ihm ergebene Leibgarde. Gegen seine Widersacher in nächster Umgebung.
Brimeu: Gegen den Adel. Den hat Karl eingebunden. Wir sind auf seiner Seite.
La Balue: Nur im Erfolgsfall. Solange Sie konfiszieren können. Dann suchen Sie sich einen anderen Lehnsherrn, dem Sie den Treueid leisten. Sie, Herr von Humbercourt, haben viele Seiten. Darauf kann sich kein Herrscher verlassen.
Brimeu: Wir sind ihm treu ergeben.
La Balue: Man wird sehen. Das ist der kleine Unterschied. Louis XI hat solche Adelige, wie Sie es sind, entmachtet und damit an sich gebunden. Karl verleiht Ihnen Macht und glaubt, damit seien Sie ihm dankbar. Louis XI weiß, der Adel dient

demjenigen, der ihn züchtigt. Sie bleiben nur bei Karl, so lange er Ihnen unermesslichen Reichtum garantiert. Das wissen Sie doch besser als ich?
Brimeu: Wären Sie nicht …
La Balue: Der König ist mein Schutzherr. Vergessen Sie es nicht.
Brimeu: Das werde ich nicht vergessen, wenn Karl König sein wird.
La Balue: Daraus wird nichts.
Brimeu: Sie meinen, dann wären Sie schon zu Karl übergelaufen?
La Balue: Auch ich bin von Adel. Und wäre ich an Ihrer Stelle …
Brimeu: Sie sind nur von Adel, kein Ritter. Sie wissen nicht, das Schwert zu führen.
La Balue: Einen albernen Tjost wollte ich nie austragen. Das ist richtig. – Nun, um sich den französischen Adel vom Leib zu halten, dazu gibt es die Leibgarde.
Brimeu: Die Schweizer und Schotten?
La Balue: Sie sind ihm verpflichtet. Ohne ihn wären sie heimatlos in einem fremden Land. Während die Kammerherren Karls sich nur einen neuen Herren suchen müssen.
Brimeu: Wir haben unsere Ehre.
La Balue: Davon geht Karl selbstverständlich aus. Er hat aber keine Garantien.
Brimeu: Er vertraut uns.
La Balue: Es geht um Macht und um Machterhalt. Louis XI hat Städte und Adel im Griff. Karl unterwirft sie. Sie werden sich erheben, wenn Karl Schwäche zeigt. Bei unserem König wissen alle, dass sie untergehen, wenn sie nicht zusammenhalten. Deshalb wird Karl von selbst zugrunde gehen.
Brimeu: Alle werden untergehen, wenn sie nicht zusammenstehen. Das ist ein feiner Trick von Louis XI, den er ihnen einbläst. – Es wird nur einer untergehen: Louis XI.

La Balue: Wenn Louis XI untergeht, wird Paris geplündert und eingeäschert. Karls Lütticher Strafgericht ist jedem eingebrannt. Dann lieber unter der Schlafmütze des Heiligen Römischen Reichs leben. Zumindest errichtet Louis XI Parlamente und Gerichtshöfe. Dadurch gibt er den Ständen Privilegien und Freiheiten, die der noch mächtige Karl Zug um Zug kassiert.
Brimeu: Damit wird doch die Macht des Königtums eingeschränkt.
La Balue: Das ist von Fall zu Fall durchaus der königliche Wunsch. Von Fall zu Fall.
Brimeu: Dann verliert er im Streit mit den Ständen seine Hilfsgelder. Steuern wird dann niemand mehr bezahlen.
La Balue: Man muss ja die Ständeversammlung nicht immer einberufen. Louis XI trachtet nach Ordnung, Karl nach verdeckter Militärverwaltung. Beides geht nicht zusammen. Das hat mit Louis XI nichts zu tun.
Brimeu: Warum nicht? Verwaltung ist Ordnung.
La Balue: Weil ein Vorschneider nicht zugleich Hauptmann und Beamter sein kann.
Brimeu: Ach was, wenn es nicht nach den Wünschen des Königs läuft, werden auch Sie am nächsten Baum aufgeknüpft.
La Balue: Wenn, dann wird mir das Haupt vom Körper getrennt. Sie wollen immer wieder vergessen, dass ich adlig bin.
Brimeu (lässt sich nicht unterbrechen): Ob als Beamter, Blasebalgknecht oder Hauptmann. Bei unserem Herzog verspotten Sie und Ihr König alles. Nur wie ist es bei Ihrem König? Ihr König Valois statuiert ein Exempel, damit alle vor ihm zittern. Wo ist der Unterschied? Hier Bühnenstück, dort Machtdemonstration?
La Balue: Das eine ist Folge der Verschwendung, das andere ist Folge der Sparsamkeit.
Brimeu: Und das Ende vom Lied?

La Balue: Die einen ergötzen sich daran, die anderen zittern. Die einen, die sich daran ergötzen, treffen Vorsorge, sich abzusetzen. Die, die zittern, halten sich an die Ordnung. Und zahlen deshalb Ihre Steuern und halten sich an die Gesetze.
Brimeu: Und zahlen?
La Balue: Damit wird die Ordnung aufrechterhalten.
Brimeu: Und die königliche Gewalt.
La Balue: Und die Macht des Königs, natürlich.
Brimeu: Die königliche Gewalt, meinte ich.
La Balue: Zumindest ist sie berechenbar.
Brimeu: Weil sie auf königlicher Berechnung beruht.
La Balue: Sie bevorzugen das Gewaltzeremoniell, das auf Karls Willkür beruht? Dieser Willkür kann nicht einmal das Goldene Vlies Einhalt gebieten. – Unser König folgt der Notwendigkeit.
Brimeu: Dafür greift er zu jedem Mittel, das sich ihm bietet. Diese Spinne.
La Balue: Ja, jedes Mittel. Nur nicht das des Krieges.
Brimeu: Besonders schätzt er den Verrat.
La Balue: Verrat, Intrige, Bestechung, Lüge. Auch das.
Brimeu: Krieg lässt er andere führen. Ist das ritterlich? Ist das mit Ehre und Ansehen vereinbar.
La Balue: Das ist nicht ritterlich. Sicher nicht. Unser König ist kein Ritter. Das ist bürgerlich. Wenn das Ideal des Adels der Militärstaat ist, der Adel sich nur im Militärstaat verwirklichen will, dann ist der König kein Adeliger. Dann ist er ein bürgerlicher König zu nennen.

18. Szene

1489, Cléry, am Grab Louis XI in der Kirche
„Unserer Lieben Frau“

Antoine de Bourgogne, le Grand Bâtard, natürlicher Sohn Philipps des Guten, Bischof von Cambrai
Philipp de Commynes, Herr von Renescure,
Vertrauter Karls des Kühnen in Péronne, lief 1472 zu Louis XI über, späterer Herr von Argenton, Historiker

Antoine: So sieht man sich wieder, Herr von Argenton. Sie haben Ihr Fürstentum verloren? Sie geistern wie ein herrenloser Hund durch die Gegend.
Commynes: Alles. Nicht nur das Fürstentum Talmont. Die hohen Herren, die Louis XI unterwarf, rächen sich an mir. Diese feudale Hydra reckt ihre Köpfe. Louis XI glaubte, ihre Köpfe abgeschlagen und ihre Hälse ausgebrannt zu haben.
Antoine: Besonders die Trémoilles hört man. – Vertrauen Sie auf Gottes Ordnung.
Commynes: Wie Sie?
Antoine: Wie ich! Das Haus Burgund ging unter, aber Habsburg ist der Sonnenaufgang.
Commynes: Die Todfeindschaft zu Frankreich wird neu entfacht. Was für eine Ironie. Der Feind Burgunds, das Haus Habsburg, ist sein Erbe.
Antoine: Frankreich wird sich selbst zerfleischen. Ohne Habsburg und ohne England.
Commynes: Dann beklagen wir beide die glänzende Vergangenheit.
Antoine: Wir beide? Ich beklage einen großen König.
Commynes: Der nie zum König gekrönt wurde.

Antoine: Dessen Vater einen König in St-Denis krönte. Und zwar Ihren König Louis XI, der sich als ungeschlachter Bauer entpuppte.
Commynes: Sie denken an jenen König, der nur arbeitete und höchstens das Jagdvergnügen kannte? Keine Feste, keine Turnierspiele, keine Frauen?
Antoine: Das Volk meinte, einen Knecht zu sehen. Mit grauem Rock, einem Hut mit billigen Bleibildern von Heiligen und der Muttergottes dekoriert. Und Bauernstiefel. Immer in Geldnöten. Musste er nicht sogar eine Rüstung, die er als Geschenk erhielt, verpfänden, nur um ein paar Münzen in der Tasche zu haben?
Commynes: Er war niemandes Schuldner. Die Sommestädte hat der Knecht zum Entsetzen Ihres Herzogs und Stiefbruders Karl zurückgekauft. Das war ein Lanzenstich.
Antoine: Da zeigte er sein wahres Gesicht. Sie haben Recht. Ein Meister der Verstellung. Von seinem Onkel, unserem guten Vater Philipp, ließ er sich aushalten. Der Dauphin Louis hat am burgundischen Hof nur herumspioniert.
Commynes: Er genoss die Feste, die Turniere, das Lanzenstechen, die höfische Prachtentfaltung.
Antoine: Er horchte und forschte alles aus.
Commynes: Alles, was dem späteren König nützlich sein konnte.
Antoine: Er ließ sich in alles einweihen. Schmierte seinem Onkel Honig um den Bart.
Commynes: Er lernte das Nützliche und lernte die Verschwendung verachten.
Antoine: Verschwendung zeichnet einen Adeligen aus. Er rechnet nicht, er gewährt. Herr von Argenton.
Commynes: Ich meine das ganze Brimborium. Alles nur Oberfläche.
Antoine: Bei der Krönungsfeier 1461 in Paris durften wir dabei sein, wir, seine Cousins.

Commynes: Philipp der Gute war ein vollendeter Zeremonienmeister. Paris liebt die Pracht, nach so langen harten Zeiten.
Antoine: Nun, was heißt oberflächlich? War das auch die Krönungszeremonie in Reims? Schließlich setzte mein Vater, der Herzog von Burgund, Louis XI die Krone aufs gesalbte Haupt. Das war ein Symbol.
Commynes: Nicht für den König.
Antoine: Philipp stellte die Edelleute, die in Samt und Seide erschienen. Pferde und Wagen, die Zeremonialgewänder und die Musik. Er stellte alles, was an Silbernem und Goldenem nötig war. Sogar die Tischaufsätze und das Geschirr.
Commynes: Nicht zu vergessen: die Silberglöckchen, mit denen die Pferde behängt wurden. Die Juwelen und Edelsteine, die Perlen und Diamanten.
Antoine: Das kam alles von Philipp. Alles überließ er Philipp.
Commynes: Dass sich Louis XI bei jeder sich bietenden Gelegenheit entfernte, weil ihm das Ganze lästig war. Auf diesen Gedanken ist Philipp der Gute nicht verfallen. Nicht bemerkt hatte er, dass Louis XI seine Krone abnahm, sie auf den Holztisch zu dem Silber- und Goldplunder stellte. – Das war auch ein Symbol. Das hatte der Zeremonienmeister nicht im Zeremonienbuch vermerkt.
Antoine: Das war sein Fehler. Er glaubte, Herr über den König zu sein, wie er Herr des Zeremoniells war.
Commynes: Es gab immer zwei verschiedene Ebenen. Das hat das Haus Burgund nie verstanden. Der Krieg war ein Turnier, die Politik ein Zeremoniell.
Antoine: Was wäre das für eine Feierlichkeit ohne den burgundischen Glanz geworden?
Commynes: Philipp hat seine Quittung erhalten.
Antoine: Das kann man wohl sagen. Sein Traum, dass nach Louis

ein Burgunder König von Frankreich wird, ist am selben Tag geplatzt.
Commynes: Dies mit den denkwürdigen Worten: „Mein Freund, jetzt bin ich nicht mehr der Dauphin wie damals, jetzt bin ich König."
Antoine: Das verstand der Zeremonienmeister. Das haben wir verstanden. Der liebe Onkel war von nun an sein Vasall. Das war der Beginn der Feindschaft. Der König ließ die Maske fallen, die er als Dauphin trug.
Commynes: Der Beginn der Feindschaft? Aus dem Blickwinkel Burgunds. Louis XI ging nur in eine andere Richtung.
Antoine: Er ritt in eine andere Richtung, wollten Sie sagen.
Commynes: Zumindest waren ihm Jagden lieber als Lanzenstechen.
Antoine: Windhunde lieber als Maitressen. Sie müssen nur noch hinzufügen: Kanonen lieber als Schwerter. Dann hätten wir alles beieinander.
Commynes: Die Arbeit lieber als Turniere. Ganz recht. Bürger konnten adlig werden, das half der Landwirtschaft und dem Handel.
Antoine: Das hat er von Burgund gelernt. Seit jeher war das bei uns so üblich. Sonst wäre Burgund nicht so reich.
Commynes: Wäre keine Verschwendung möglich gewesen. – Nun, das war die andere Richtung: Der Bürger wurde belohnt. In Burgund dagegen: Je mehr die Bürger zahlten, umso mehr wurden sie unterdrückt.
Antoine: Alles Sprüche. Ich kenne Louis' XI Sprücheklopferei: „Der Fürst muss an das Volke denken, er muss wie ein guter Gärtner seinen Garten versorgen."
Commynes: Es ging um Frankreich. Burgund schlich immer um sein Haus. Und Habsburg setzt das fort. Alles zum Vorteil des Hauses Habsburg, und wenn das Land zugrunde geht.

Antoine: Ich stimme Ihnen zu. Deshalb bin ich hier. Nicht an der Seite Maximilians. Noch bin ich ein Valois.
Commynes: Ja, Sie und der ganze Orden vom Goldenen Vlies. Philipp Wavrin und Philipp von Crèvecœur und und und. Wer von den Ordensmitgliedern ist nicht zu Louis XI übergewechselt?
Antoine: Louis XI und Karl von Burgund sind nicht verschieden. Äste eines Stamms! Auch Louis XI war furchtbar und gewalttätig.
Commynes: Er war ein Bauer und ein leidenschaftlicher Spötter.
Antoine: Herren lieben die Gewalt. Sie gehört zur Macht.
Commynes: Nur, wo sie notwendig ist.
Antoine: So? Er konnte nur nicht, wie er wollte. Das ist alles.
Commynes: Der König hätte niemals gesagt: „Ich wollte lieber, ihr hasst mich, statt dass ihr mich verachtet."
Antoine: Der Jähzorn war sein Verhängnis.
Commynes: Er war nur dumm.
Antoine: Er war ein Wolf, auch Louis XI war einer.
Commynes: Hat der König Arras zerstört?
Antoine: Avesnes wurde geplündert und zerstört, die Bürger niedergemetzelt. Die Gegend von Valenciennes verwandelte er in eine Wüste. Das war sicherlich seiner Spottlust zu verdanken. Er ließ die Weizenfelder abmähen, kein Halm blieb stehen. Sehr witzig. Aber das wissen Sie besser als ich.
Commynes: Das war nur kurze Zeit. Er verprasste nicht das väterliche Vermögen für unentwegte Heereszüge.
Antoine: Nein, das tat Louis XI nicht. Es war nämlich keines vorhanden.
Commynes: Er hatte eine klügere Waffe als Schwerter.
Antoine: Sensen.
Commynes: Ach was. Schwerter und Lanzen, Bogenschützen und Kanonen. Nichts von dem. Seine Waffe war der Handel.

Antoine (erstaunt): War das Louis XI? – Deshalb liehen uns die Medici 1473 kein Geld mehr?
Commynes: Er hatte gute Kontakte. Jawohl, das war Louis XI. Nicht nur die Piraterie. Allerdings, das wichtigste war, den Lebensmittelnachschub zu stören. Das nennt man Handelssperre. Ohne Lebensmittel, ohne Heringe, ohne Salz, ohne Weizen und Wein keine Produktion. Ohne Produktion kein Geld. Ohne Geld kein Heer. Mit Geld finanziert man Kriege. Karl verachtete diejenigen, die ihm das Geld brachten, die Kaufleute, Händler, Handwerker, Bauern. Das hat er nie verstanden. Das verstehen Sie heute noch nicht.
Antoine: Hätte er klein beigegeben, hätten sie ihn verjagt. Denken Sie an die Aufstände der Städte: Gent, Lüttich Utrecht.
Commynes: Musste er sie prügeln?
Antoine: Städte sind widerspenstig. Warum musste Louis XI Hesdin, Boulogne, Bouchain, Quesnoy-le-Comte, nicht zu vergessen Avesnes, züchtigen? War das das Werk eines guten Gärtners.
Commynes: Er verwandelte die Wildnis des Feudalismus in einen Garten.
Antoine: Der nun verwildert.
Commynes: Durch die Habsburger?
Antoine: Die Habsburger sind noch nicht im Sattel.
Commynes: Die Habsburger sind schon im Sattel. Nur merkt es niemand, das liegt an ihrer Strategie. Die machen es wie immer. Die wenden ihr uraltes Rezept an. Sie kämpfen nicht, sie lassen ein Volk von einem anderen zu Boden schlagen. Die unterworfenen Länder werden dann von den Fremden regiert. Österreich wurde durch die Schwaben besiegt. Die Schwaben beherrschten Österreich. Selbst unser kluge Herzog Karl hat das nicht erkannt, sollte er nicht Habsburg den schmerzlich

verloren gegangenen schweizerischen Besitz wieder zuführen? So werden die Österreicher Burgund einheimsen und die Habsburger werden durch die Österreicher Burgund beherrschen und so wird es weitergehen, so werden die Burgunder irgendein Land für Habsburg erobern. Das wird dann Burgunds Auferstehung sein.

Antoine: Das wird lange dauern. Vorher zerfällt das Haus Valois von innen her.

Commynes: Charles VIII ist vergnügungssüchtig. Er sehnt sich nach Waffenruhm.

Antoine: Wie einst Karl.

Commynes: Ich werde ihn davon heilen.

Antoine: Sie? Ist das Ihre neue Rolle? Arzt? Sie sind ausgemustert.

Commynes: Wie sagte unser König: „Ich bin am besten, wenn mir das Wasser bis zum Halse steht."

Antoine: Ach, das heißt doch nur, dass Sie wieder einmal die Fronten wechseln.

Commynes: Das war schon immer meine Stärke.

19. Szene

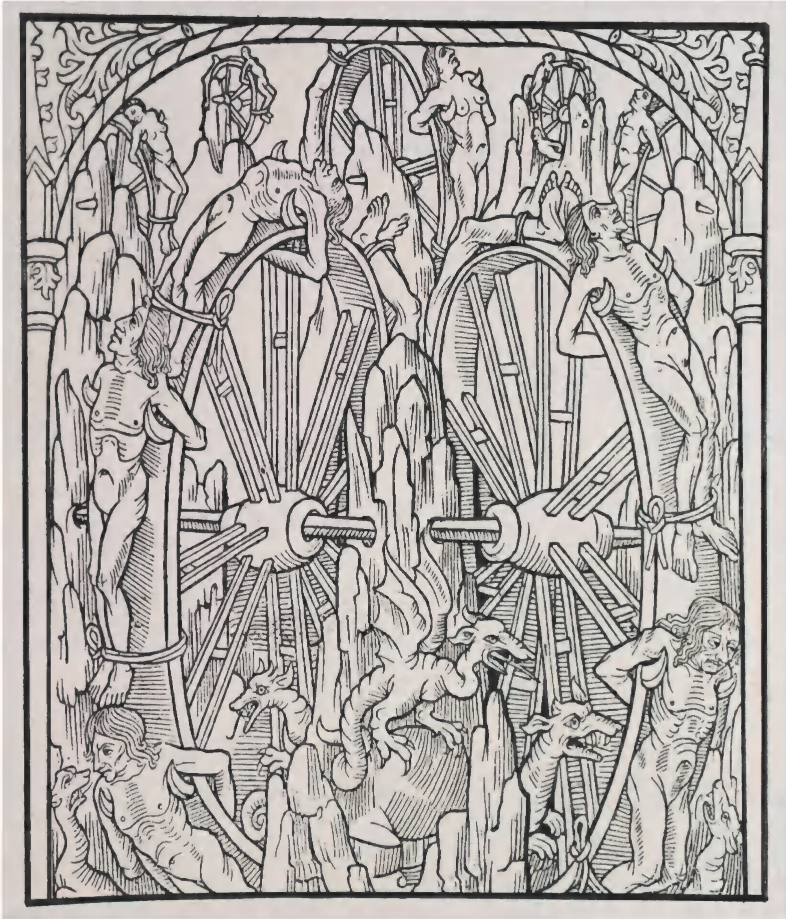
1479 im Park von Plessis, dem Tiergehege Louis' XI

Francesco di Pietrasanta, Gesandter des Herzogs von Mailand am Hofe Louis' XI
Tommaso Portinari, Filialleiter der Medici-Bank am Hofe Herzog Karls des Kühnen

Pietrasanta: Wie im Paradies. Kennen Sie diese Tiere?
Portinari: Nein. Noch nie gesehen.
Pietrasanta: Bestimmt nicht. Denn sie wurden vom Paradies hierher gebracht. Schauen Sie: ein Elefant, dort ein Dromedar, Leoparden, drüben, die gefleckten Katzen.
Portinari: Das ist aber ein komisches Tier. (Deutet auf einen Vogel.)
Pietrasanta: Das ist ein Vogel Strauß.
Portinari: Und überall Windhunde.
Pietrasanta: Ja, Windhunde. Das sind seine Lieblingstiere.
Portinari: Diese vielen Vögel. Ich kenne kaum einen einzigen mit Namen.
Pietrasanta: Erkennen sie keinen Stieglitz, keinen Fink oder einen Pfau. Doch Pfauen? Und Wachteln und Reiher?
Portinari: Für mich sind das alles, mehr oder weniger, Tauben.
Pietrasanta: Ach, und was für herrliche und stolze Falken. Das ist der wahre und wirkliche Hof von Louis XI.
Portinari (spöttisch): Was für ein herrliches Hofleben.
Pietrasanta: Sag ichs nicht? So müsste das Paradies aussehen.
Portinari: Vor der Erschaffung von Adam und Eva. Vor der Erschaffung.
Pietrasanta: Vor der Erschaffung Karls des Kühnen.

Portinari: Oder danach. – Werden zukünftig nur Vögel zwitschern?
Pietrasanta: Der Adel wird weiter herumstreunen, um Kriege anzuzetteln. Er ist bockbeinig. Der Adel übernimmt nichts von Louis XI, geschweige denn von uns Kaufleuten.
Portinari: Es gibt nicht nur den Landerwerb als Beute. Gold kann man ebenso auf andere Weise gewinnen.
Pietrasanta: Dann haben Sie noch viel zu tun. Warum reisen Sie ab?
Portinari: Das Geld, das wir Karl geliehen haben, kann Medici abschreiben. – Es war eine Fehlinvestition.
Pietrasanta: Das gehört zum Risiko. Hier ein Verlust, dort ein Riesengewinn. Il Magnifico wird es schon verschmerzen.
Portinari: Er schon, ich nicht.
Pietrasanta: Ach? Sie haben Karl auch geliehen. So unter der Hand etwas gewagt? Tja. Dieser Spekulationsgewinn ist perdu. Hätten Sie sich lieber einen Elefanten gekauft wie diesen. Dieses wundervolle Prachtexemplar.
Portinari: Mit Elefanten über die Alpen? Die Hannibalisierung hat ein Ende.
Pietrasanta: Damit hätten Sie ein gutes Geschäft gemacht. – Für Lorenzo ein Wildgehege wie dieses hier. Er ist doch ebenfalls so friedliebend.
Portinari: Das wäre ihm nicht prachtvoll genug.
Pietrasanta: Was solls. Die einen sammeln exotische Tiere, die anderen exotische Menschen. Es kommt aufs selbe raus. – Wird er Sie in Ketten schlagen, in einen eisernen Käfig stecken? Denken Sie an Ihre Intrige gegen Ihren Vorgänger.
Portinari (lacht): Bei dem Verlust wäre das nicht angemessen, selbst dann nicht, wenn ich wie die Falschmünzer in Öl gekocht werden würde. – Ich ziehe das Beil vor. Ich ganz in Schwarz.
Pietrasanta: Wie ein Burgunder.

Portinari: Ich kniee vor dem Henker nieder, lege dann meinen Kopf auf den Holzblock. Das Beil trennt meinen Kopf vom Rumpf. Der Henker hält ihn an den Haaren hoch und zeigt ihn der tosenden Menge.
Pietrasanta: Das kommt für Sie nicht in Frage. Sie sind nicht adlig. Sie werden wie ein kleiner Gauner aufgeknüpft. Bei lebendigem Leib wieder abgehängt, Ihr Bauch aufgeschlitzt, werden dann kastriert und in vier Stücke gehauen. – „Ausgeweidet und gevierteilt."
Portinari: Vorher werde ich, wie üblich, gefoltert.
Pietrasanta: Das habe ich vergessen.
Portinari: Jetzt wissen Sie, warum ich verschwinde.
Pietrasanta: Vorher müssen Sie sich noch malen lassen. Das ist so Sitte. Ich hätte da einen erstklassigen Exoten. Der braucht dringend Geld.
Portinari: Geld? Was meinen Sie, was ich brauche?
Pietrasanta: Ich leihe Ihnen was. Sie sind ein Erfolgsmensch.
Portinari: Was ist, wenn die Medici nicht Ihre Meinung teilen?
Pietrasanta: Dann kommen Sie mit mir nach Mailand. Heute sind Sie mein Gast in Mailand, morgen ich der Ihre in Florenz, dank unserem König Karl VIII.
Portinari: Der Name Karl scheint mir Glück zu bringen.
Pietrasanta: Sehen Sie! Wer wird denn verzweifeln! Der Burgunder hat nur die letzte Rate nicht bezahlt. Zwanzig Jahre haben die Medici saftig verdient. Der große Coup, der Kreuzzug Philipps, fand zwar nicht statt, aber sonst?
Portinari: Das wäre ein feiner Schlag gegen Venedig gewesen. Florentiner Levantehandel und Venedig wäre erledigt.
Pietrasanta: Die Karten werden neu gemischt. Halten Sie sich an mich. War Mailand zunächst nicht der größte Feind Frankreichs?



Das Rad der Fortuna als Höllenfolter

Bis ich kam. Und jetzt? Wir haben weder gewonnen noch verloren. Wir müssen doppelt auf der Hut sein.
Portinari: Wen unterstützen wir nun?
Pietrasanta: Das ist zu kurzfristig gedacht. Die erste Karte wurde noch nicht ausgespielt. Wir warten in aller Ruhe ab.
Portinari: Das werde ich zu meiner Verteidigung in Florenz sagen.
Pietrasanta: Sie werden schweigen. Sonst nichts. Medici hielt die ganzen Jahre auch Verbindung zu Louis XI. Was er selbst am besten weiß, müssen Sie nicht noch ausplaudern. Das würde Ihnen schaden. – Überlassen wir das allein Fortuna.
Portinari: Fortuna? Nicht Gott?
Pietrasanta: Ich sehe nur das Rad der Fortuna. Es dreht sich und dreht sich. Heute ist der eine oben, morgen der andere.
Portinari: Glauben Sie nicht an Gottes ewige Ordnung?
Pietrasanta: Selbstverständlich. Aber ich sehe sie nicht.
Portinari: Sind wir Fortuna hilflos ausgeliefert?
Pietrasanta: Wir können das Geschick korrigieren.
Portinari: Wie das?
Pietrasanta: Wir sind alle auf Fortunas Rad geflochten. – Nur ich erkannte, warum der eine stieg, der andere fiel.
Portinari: Das liegt an Gottes Plan.
Pietrasanta: Nennen Sie es göttlichen Heilsplan – ich nenne es das Rad der Fortuna. Der eine steigt nicht, weil er betet und Reliquien sammelt und auf ihre Wunderkraft vertraut, Wildgehege anlegt oder Ritterspiele veranstaltet.
Portinari: Sondern? – Bedarf es nicht der göttlichen Gnade?
Pietrasanta: Nicht einmal, wenn man sich König von Gottes Gnaden nennt. – Sie investierten nicht in Karl von Burgund, weil er von Gottes Gnaden war.
Portinari: Ich sah in ihm den künftigen Kaiser des Heiligen Römischen Reichs.

Pietrasanta: Dann haben Sie sich von Anfang an verkalkuliert, mein Lieber. Sie haben sich vom burgundischen Glanz blenden lassen. Karl hat wohl Ihre Eitelkeit kräftig gekitzelt. Sie sind also doch kein Erfolgsmensch.
Portinari: Er besaß römische Tugenden.
Pietrasanta: Karl der Römer? Louis XI ist nur ein Bauer, aber er handelt römisch.
Portinari: Karl ersetzte die Ritterideale durch antike Tugenden.
Pietrasanta: Was ist daran antik? Seine Gewaltausbrüche?
Portinari: Er folgte Cäsar. Er rang die Städte nieder. Er wollte einen starken Staat mit Söldnerheer.
Pietrasanta: Also ein Militärstaat. Den die Städte und Stände zu finanzieren hatten. Mit freundlicher Unterstützung des Bankhauses Medici.
Portinari: Macht durch Unterordnung.
Pietrasanta: Unterordnung als Unterwerfung.
Portinari: Die burgundische Finanzverwaltung? Die neue Goldwährung? Gegen Wipper und Kipper?
Pietrasanta: Aus egoistischen Gründen. Er wollte von der französischen Währung unabhängig sein.
Portinari: Und Louis XI?
Pietrasanta: Jeder will sein Haus für alle Zukunft sichern.
Portinari: Louis XI führte gleichfalls schreckliche Kriege.
Pietrasanta: Nur, wenn es erforderlich war. Er denkt wahrlich römisch: „Teile und herrsche." Aber rational.
Portinari: Er spielt ein falsches Spiel.
Pietrasanta: Sagen wir: Er spielt die eine Gruppe gegen die andere aus.
Portinari: Er sät Zwietracht, wo er nur kann.
Pietrasanta: Er stabilisiert seine Monarchie dadurch, dass sich die verschiedenen Gruppen gegenseitig in Schach halten.

Portinari: Er stärkt alle, damit sie sich gegenseitig schwächen.
Pietrasanta: Ich würde behaupten: Er integriert alle.
Portinari: Oh ja, durch Bestechung.
Pietrasanta: Auch mich! Aber nur, weil er darin einen Vorteil sieht.
Portinari: Was ist daran rational?
Pietrasanta: Weil ich darin sowohl seinen als auch meinen Vorteil sehe. Ich wäge ab, ob es sinnvoll ist, mich bestechen zu lassen. Bei Herzog Karl mussten Sie seine Gunst erst gewinnen, mussten ihm schmeicheln. Erfolg oder Scheitern hing von seiner augenblicklichen Stimmung ab. Ist das herzoglich? Mit Louis XI kommen Sie ins Geschäft, bei Karl wurde Ihnen eine Gnade gewährt. – Nun erkennen Sie, warum Karl nicht mehr in der Gunst Fortunas stand.
Portinari: Wenn Sie recht hätten, dann hängt Macht nicht von Fortuna ab, sondern vom Geld.
Pietrasanta: Aber das muss ich Ihnen doch nicht erklären?
Portinari: Geld hat nur unterstützende Wirkung. Geld ist nicht alles. Burgund war um ein Vielfaches reicher als Frankreich. Da sehen Sie es: Macht ist etwas ganz Anderes.
Pietrasanta: Es geht um Geld und Rationalität. Man darf Geld nicht verschwenden. Geld muss rational eingesetzt werden.
Portinari: Zunächst, um Kriege zu vermeiden, Ihrer Meinung nach?
Pietrasanta: Sie lernen dazu. Denn Krieg ist reine Verschwendung.
Portinari: Nicht ganz. Wenn es nach Louis XI ginge, sollen sich die anderen bekämpfen, dabei niemand Sieger sein. Damit er seinen Nutzen daraus zieht.
Pietrasanta: Die anderen müssen nicht mitmachen. Niemand zwingt sie dazu. Sie müssen sich gleichfalls rational verhalten wie er.

Portinari: Sie meinen, sie lassen sich bestechen und gehen ihres Weges. So, wie Sie es machen?
Pietrasanta: Sie haben mich verstanden.
Portinari: Woran ist das Werk Fortunas zu erkennen?
Pietrasanta: Fortuna macht den Jäger zum Gejagten.
Portinari: Wenn Louis' XI Entscheidungen nicht mehr rational sind?
Pietrasanta: Gewiss. Das wäre Fortunas Glück und sein Unglück, wenn Sie es so sehen wollen. Dann wäre er ihr ausgeliefert.
Portinari: Wann wäre das?
Pietrasanta: Fortuna hat immer eine Chance. Denn rationales Handeln ist selten. Selbst bei Louis XI. Das gebe ich zu. Nur, seine Feinde müssen erkennen, dass er in diesem oder jenem Fall nicht rational handelt. Dann lässt Fortuna ihn fallen.
Portinari: Möge Fortuna seinen Feinden zu Hilfe eilen. Dann wird Louis' XI Monarchie mit seinem Tod zusammenbrechen.
Pietrasanta: Nein, Sie müssen wünschen, dass Louis XI nicht mehr rational handelt. Dann ist Fortunas Stunde gekommen. Und sie wird Louis XI mithilfe seiner Feinde fallen lassen. So ist das zu denken.
Portinari: Sie sind der Meinung, dass das Haus Burgund untergeht?
Pietrasanta: Das ist vorbei. Symbolische Handlungen sind keine Politik. Davon lebt nur die Kirche. Oder glauben Sie wirklich, dass sich der Weißwein im goldenen Messkelch durch den priesterlichen Akt der Wandlung, durch ein paar rituelle Gesten und symbolisches Gemurmel, wirklich in das Blut Christi verwandelt? Der Weißwein wechselt nicht einmal seine Farbe, er verwandelt sich nicht in einen roten Burgunder. In der Ewigkeit wird es ausschließlich symbolische Handlungen geben. Vielleicht wird einst das burgundische Hofzeremoniell eingeführt.

Portinari: Ohne Religion keine Macht.
Pietrasanta: Eher ohne Macht keine Religion.
Portinari: Selbst Louis XI glaubt an die Wunderkraft der Reliquien.
Pietrasanta (ironisch): Er verschenkt sie nicht. Er besticht mit der Wunderkraft des Geldes. Von Zeit zu Zeit, von Fall zu Fall ist es rational, an die Wunderkraft der Reliquien zu glauben. (Pause.)
Portinari: Wie kahl und kalt wird diese Welt.
Pietrasanta: Kalt wie eine Münze. Das ist wahr. – Betrachten Sie das Wildgehege. Ist das kahl und kalt? Es ist voller Leben. Ein wahres Paradies.

(Sie schlendern durch das Gehege, sie nähern sich dem Elefanten.)

Portinari: Was verstehen Sie unter rational? Mit rationaler Machtausübung? Geht es nicht um Ansehen, Ehre, Ruhm, Treue?
Pietrasanta: Sie meinen Lehnstreue, Treue zwischen Lehnsherr und Vasall?
Portinari: Und Verrat, natürlich.
Pietrasanta: Wozu brauchen die Herren dann Banken?
Portinari: Was ist rational? Frage ich Sie noch einmal. Ich kenne nur Klugheit, die ritterliche Tugend. Ist Rationalität etwas anderes als Klugheit? Sie nennen diese Rationalität auch noch Vernunft. Ist dies nicht alles dasselbe? Das sind nur Abbilder oder Ableitungen des göttlichen Logos? Ich bin ratlos.
Pietrasanta: In göttlichen Dingen kenne ich mich nicht aus. Scholastiker, die das noch wissen könnten, sind längst Staub oder haben im Logos ihre bleibende Statt gefunden. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur: eins und eins ist zwei. Und, wenn Sie Geld leihen,

möchten Sie es wieder zurück. – Sie wollen sogar mehr zurück, als Sie verliehen haben. Warum eigentlich? – Wenn ich Ihnen mein Pferd für einen Ausritt leihe, dann erwarte ich doch auch nicht, dass Sie mir zwei Pferde zurückgeben.
Portinari: Das wäre noch schöner. Ich habe es mir nur kurz ausgeliehen.
Pietrasanta: Für kurze Zeit, richtig. Aber, wenn ich es gerade während dieser Zeit gebraucht hätte. Und dann?
Portinari: Also, das ist rational? Etwas zu geben, um es zu verdoppeln?
Pietrasanta: Das andere ist ritterlich oder tugendhaft.
Portinari: Der König leiht sich kurz ein paar Ritter aus.
Pietrasanta: Daraufhin teilen sie sich die Beute. Das nennt man Treue zwischen Lehnsherr und Vasall.
Portinari: Das ist der Unterschied zwischen Louis XI und den burgundischen Herzögen?
Pietrasanta: Nicht ganz. Betrachten Sie den Elefanten. Mit einem solchen Prachtexemplar überwand Hannibal die Alpen. Karl der Kühne überschritt nur das kleine Jura-Gebirge und wähnte Hannibal zu sein. Glauben Sie, Hannibal habe den Elefanten den Treueid abgenommen? Sicherlich nicht. Denn dahinter steckte rationales Handeln.
Portinari: Das verstehe, wer will. Ist das nicht etwas skurril, was Sie da von sich geben?
Pietrasanta: Mag sein. Ich frage Sie: Was würde Karl tun, was würde Louis XI tun, um den Elefanten von der Stelle zu bewegen? Das ist leicht zu beantworten. Sie kannten Karl.
Portinari: Karl würde sich mit keinem Elefanten abgeben. Das wäre Aufgabe der Leibbogner gewesen.
Pietrasanta: Besser seines geistlichen Erziehers Maître Antoine Haneron. Das war Karls erster Fehler. Louis XI dagegen hätte den Elefanten persönlich in Augenschein genommen. Weiter.

Angenommen, Karl hätte die Sache selbst in die Hand genommen?
Portinari: Was weiß ich? Er hätte einen Wutausbruch bekommen und ihn ...
Pietrasanta: Geprügelt, weil das Tier ihm nicht gehorcht. Louis hätte das Tier dressiert, damit es bei leichter Hand das ausführt, was er wünscht. Sehen Sie, der Elefant nähert sich uns. Er will den Treueid ablegen. Streicheln Sie ihn. Er macht nichts. Er ist ganz zahm.
Portinari: Und das ist rational?
Pietrasanta: Wenn Sie den Elefanten als Staat begreifen. Vergessen Sie das andere nicht. Das ist Ihr Gebiet: Leihen, um zu verdoppeln. Das versteht nur der König.
Portinari: Burgund hatte ebenso eine funktionierende Finanzverwaltung. Karl führte Kriege nicht, weil er bankrott war.
Pietrasanta: Weil er Ideale hatte. Wie sein Vater. Ritterliche Ideale. Ein Ritter ist erst ein Ritter, wenn er an einem Kreuzzug teilnahm und das Heilige Grab besuchte. Nicht wahr? Das ja bekanntlich leer ist.
Portinari: Medici finanzierte nicht Karls ritterliche Ideale. Das wissen Sie.
Pietrasanta: Nur Karl wusste es nicht. – Sie haben es ihm sicherlich nicht mitgeteilt? Oder?
Portinari: Selbstverständlich nicht. Es ging um Höheres. Um das alte Königreich Lothars.
Pietrasanta: Eben um das Alte. Um die Restitution des Alten oder sollte ich lieber sagen, des alten Plunders. Dies mit neuen Mitteln.
Portinari: Glauben Sie?
Pietrasanta: Ich bitte Sie! Wer glaubt denn daran, dass das Einhalten des Hofzeremoniells die Weltordnung aufrecht erhält. Was ist das für ein Aberglaube?
Portinari: Es ist der Glaube an Gottes Ordnung.
Pietrasanta: Wohl eher der burgundische Glaube an die eigene unüberwindliche Macht. Ist das rational?

Portinari (spöttisch): Diese höheren Einsichten sind mir von nun an verschlossen. Nachdem ich, in dankenswerter Weise durch Sie, verstehe, was rational ist. – Wer rational handelt, ist nur listig wie der Fuchs. Er will andere nur herabziehen. Alle Tugenden wie Wahrheitsliebe, Mut, Schamgefühl, Freigiebigkeit, Zurückhaltung, Großmut und Klugheit, ja Klugheit werden im Namen des Rationalen in den Dreck gezogen. Das ist die Wahrheit.
Pietrasanta: Das wäre richtig, was Sie behaupten, wenn die Ritter selbst danach gelebt hätten. Aber sie waren keine Ritter, sie spielten dieses schöne Spiel des edlen Ritters. Ihnen war das künstliche Vogelgezwitscher lieber als das natürliche, das wir hier hören. Das ist der Unterschied. Ihr höchstes Ziel war nicht, treu zu dienen, sondern sich an den Herzog heranzupirschen, ihn einzuseifen, um ihm ein fürstliches Gnadengehalt abzuluchsen. Das ist der Weg vom Ideal des Kreuzritters zur Realität des Wappenritters. Das war ihr göttlicher Heilsplan, das schrieb ihnen ihre ritterliche Klugheit vor. – Nun ja. Unsere Wege trennen sich. Medici wird von Ihrem Rechenschaftsbericht begeistert sein. – Vergessen Sie nicht, Sie sind mir in Mailand stets willkommen.
(Pietrasanta verabschiedet sich überschwänglich, als Parodie auf burgundischer Manier und entfernt sich.)

Portinari (ruft etwas lauter hinter ihm her): Die Tugenden verwirklichen in der Welt den göttlichen Heilsplan. Dieses Mysterium werden Sie nie begreifen. Ich habe es erlebt. Das wird Ihrer Rationalität ewig verschlossen bleiben. Hören Sie! Das Mysterium. Das Mysterium, das ist es, was Louis' XI Königtum fehlt. Das hat er verloren und er wird es auf keiner Pilgerfahrt wiedergewinnen. Da kann er noch so viele Reliquien aufkaufen. Die rationale Spinne hat es aufgefressen. Hören Sie! – Es wird kahl und kalt.

Der Hut Karls des Kühnen

Bildnachweis

Ludwig XI. von Frankreich, Kopie des 16. oder 17. Jahrhundert, Bernisches Historisches Museum – Inv. 2931: Seite 65

Fragment einer Pferdedecke, Burgundisch, Bernisches Historisches Museum – Inv. 310a: Seite 107

Kupferstisch des Hutes Karls des Kühnen mit dem „Federlin“ und der „Weissen Rose“, Augsburg 1555, Historisches Museum Basel – Inv.-Nr. 1945.35, Seite 187

Otto Cartellieri, Am Hofe der Herzöge von Burgund, Basel 1926: Seite 45, 51, 79, 87, 91, 121, 129, 139

Friedrich Winkler, Die Altniederländische Malerei, Berlin 1924: Seite 17, 23, 95

Max J. Friedländer, Die Altniederländische Malerei I, Berlin 1924: Seite 101, 149

Max J. Friedländer, Die Altniederländische Malerei II, Berlin 1924: Seite 5

Émile Mâle, L’Art Religieux de la Fin du Moyen Age en France, Paris 1908: Seite 33, 73, 111, 155, 177

Sammlung Parthenon, Altfränzösische Malerei, Berlin 1923: Seite 159

Bücher von Roland Bothner

Philosophie der Kunst
mit Zeichnungen des Autors
Heidelberg 2008

Spielgeld
Monologe, kleine Stücke und ein Kriminalstück
mit Zeichnungen des Autors
Heidelberg 2008

Die Materie, die Kunst und der Tod
Studien zu Ernst Bloch aus den Jahren 1986 bis 2006
mit Zeichnungen des Autors
Heidelberg 2006

Spengler kommt
Dialoge, Szenen und ein Theaterstück
Heidelberg 2006

Mythen und Legenden
Philosophische Notizen und Zeichnungen von 2000 bis 2005
Heidelberg 2006

Identität, Ordnung, Existenz
Oder: Der Leib, das Denken, die Empfindung,
Ökonomie, Technik, Christentum, Kultur, Ethik, Sittlichkeit
und Moral
Traktat über Kategorien, Begriffe und Intensitäten
Heidelberg 2003

Bosheiten und andere Kleinigkeiten
Philosophische Notizen und Zeichnungen
Heidelberg 2002

Elemente des Plastischen
von Donatello bis Brancusi
Heidelberg 2000

Venezianische Malerei
Tizian – Tintoretto – Veronese
Heidelberg 1999

Action Painting – das Ende der Malerei
K. R. H. Sonderborgs Wabash-Chicago-Serie
Heidelberg 1999

Schwarz und Rot. Zur Autonomie der Farbe
Geschichte der Farbmalerei im 20. Jahrhundert
Mössingen-Talheim 1999

Grund und Figur
Die Geschichte des Reliefs und
Auguste Rodins Höllentor
München 1993

Auguste Rodin, Die Bürger von Calais
Frankfurt am Main/Leipzig 1993

Das Merke und andere Texte aus „Spuren" von Ernst Bloch
mit sieben Originalradierungen von Gerhard Hoehme
ausgewählt und mit einem Nachwort versehen
Heidelberg 1985

Kunst im System
Die konstruktive Funktion der Kunst
für Ernst Blochs Philosophie
Bonn 1982